

DAVID

Jüdische Kulturzeitschrift

20. Jahrgang • Nr. 79 • Dezember 2008



CHANUKKA 5769

Inhaltsverzeichnis

Tina WALZER Seite 2	Die Maisel-Synagoge in Prag
Noemi HOLEKOVÁ Seite 4	Pfad des Lebens. Rabbi Judah Löw ben Bezalel (ca. 1525 - 1609)
Domagoj AKRAP Seite 5	Juden und Jazz
Klaus DAVIDOWICZ Seite 20-22	Moritz Goldstein und die Kunstwartdebatte
Arnold H. KAMMEL Seite 23-24	Ein Jahr nach Annapolis
Eren YARDENI Seite 26-27	Die israelische Hilfsorganisation i-relief im Flüchtlingslager Gori, Georgien
Otmar HÖLL Seite 28-29	Das Österreichische Institut für Internationale Politik
Felice Naomi WONNENBERG Seite 30-31	30 Jahre Beth Hatefutsoth
Tina WALZER Seite 32-35	Diese Geschichten sollen verewigt werden!
Ursula PROKOP Seite 38-40	Josef Unger - Ein jüdischer Pionier des sozialen Wiener Wohnbaus
Josef KERN Seite 42-43	Klassizismus - Bei Synagogen eine Seltenheit
Julia URBANEK Seite 44-45	Das Leben eines Vielseitigen
Claus STEPHANI Seite 46-47	„Der Schoß ist fruchtbar noch...“
Tina WALZER Seite 50-52	Video Art
Tina WALZER Seite 53	„Anmerkung: Prominent“
Hans GAMLIEL Seite 54-56	Wien 2, Tempelgasse Nr. 3c
Andreas MAISLINGER Seite 57	Österreichischer Auslandsdienst auf allen fünf Kontinenten vertreten
Gabriele ANDERL Seite 59-63	„Euer armer, unglücklicher, vollständig gebrochener alter Albert Kende“
Martha KEIL Seite 64-65	»Bei uns war ein wirklich jüdisches Leben«.
Seite 66 - 70	Buchrezensionen

N. Lanciano Batterie-Großhandel

Familie Lanchiano
wünscht allen Kunden,
Freunden und Bekannten
ein friedliches Chanukka-Fest!

Der
Bezirksvorsteher -
Stellvertreter von Hietzing

REINHARD FEISTRITZER
wünscht allen LeserInnen
ein schönes und friedliches
Chanukkafest!

Juden und Jazz

Von der Tin Pan Alley zur „Downtown“-Szene

 Domagoj AKRAP

Das größte Geschenk des zwanzigsten Jahrhunderts, das Amerika Europa auf dem Gebiet der Musik überreicht hat, ist zweifellos der Jazz. Und obwohl der Jazz allen voran die Musik der schwarzen Amerikaner war, lässt sich in seiner Geschichte von Anfang an ein beachtlicher Beitrag von weißen Musikern beobachten.

In einer Zeit als Rassismus und Rassentrennung in den Südstaaten zum Alltag gehörten und von der weißen Mehrheitsbevölkerung auch noch kaum angezweifelt wurden, spielten in den diversen Jazzorchestern und Bands Schwarze und Weiße oft gemeinsam. Ein beträchtlicher Teil dieser weißen Jazzmusiker war jüdisch. Diese waren Kinder jüdischer Einwanderer aus Osteuropa, die seit den 1880-ern in Scharen vor Armut und Verfolgung flüchtend in die USA strömten, das Land der unbegrenzten Möglichkeiten und der Freiheit. Soziologisch betrachtet waren die Juden eine Einwanderergruppe unter vielen und ihr Schicksal glich dem der Italiener, Iren und anderen Neuankömmlingen. Trotzdem scheint sich ein besonderes Nahverhältnis zwischen der schwarzen Musik, dem Jazz, und den Juden bald entwickelt haben.

Einer, der mit einem Fuß im Jazz und mit dem anderen am Boden der Klassik stand, war George Gershwin (1898 – 1937), Sohn russisch-jüdischer Einwanderer, der seine Karriere in der berühmten Tin Pan Alley begonnen hat.¹ Mit seinen Songs hat Gershwin unzählige Grundlagen für Jazzimprovisationen beige-steuert, man denke nur an *Embraceable You*, *Somebody Loves Me*, *I Got Rhythm* oder das unvergessliche *Summertime*, das Dutzende von Jazzmusikern bis heute immer wieder aufs Neue zu gewagten Improvisationen herausfordert. Seinen eigentlichen Durchbruch im Bereich des Songschreibens verdankt Gershwin dem Sänger und Filmschauspieler Al Jolson (eigentlich Asa Yoelson; 1886 – 1950). Jolson war es, der 1920 Gershwins Song *Swanee* (der übrigens Anleihen einer jüdischen Volksmelodie beinhaltet) auf Schallplatte aufgenommen hat und damit den größten Hit für den erst einundzwanzigjährigen Gershwin lieferte.² Von nun an wurde Gershwin weit über die Grenzen New Yorks und der Tin Pan Alley berühmt, und sein steiler Karriereaufstieg konnte beginnen. Jolson selbst wurde, anders als Gershwin, noch in Schradeck im Kurland (heute Srednik, Bezirk Kaunas, Litauen) als Kantorensohn geboren. Mit neun Jahren kam er in die USA, wo er bereits als Jugendlischer auf der Bühne stand. In der Zwischen-

kriegszeit avancierte er sogar zum bestbezahlten Entertainer in den USA. Ein Kuriosum sei hier im Zusammenhang mit Jolson erwähnt – ein Gutteil seines Erfolgs beruhte auf seinen Darbietungen in den „Blackface Comedies“, bei denen er sein Gesicht mit schwarzer Gesichtsfarbe bedeckte. So kam es, dass ein „amerikanischer Litvak“ auf der Bühne zum Inbegriff des Afroamerikaners wurde. Diese Geschichte kann als Beispiel einer Symbiose zweier „Paria-Gruppen“ dienen, die beide ihren Platz in der amerikanischen Gesellschaft noch erringen mussten. Das Showbusiness war das bisweilen einzige Tor, durch das der Weg hinauf führte, um sich einen Platz unter der Sonne zu sichern. Das Engagement vieler Juden in der Unterhaltungsmusik, und hier besonders im Jazz, war sicher auch durch den Wunsch bedingt, dazu zu gehören und Amerikaner zu sein. Im Endeffekt war es ein Weg zur Assimilation. So ließe sich wohl auch erklären, warum in der Swingmusik eines Benny Goodman so wenig jüdische Melodien zu finden sind, oder weshalb Mitglieder seines Orchesters bedacht waren, ihre jüdische Wurzeln zu verbergen, so dass manche ihre „zu jüdisch klingenden“ Namen geändert oder zumindest gekürzt haben.³ Neben Goodman, dem „King of Swing“, war damals eine ganze Reihe prominenter Jazzmusiker jüdischer Abstammung aktiv, so zum Beispiel Woody Herman und Artie Shaw. Die Frage, warum sie sich so stark von der afroamerikanischen Musiktradition angezogen fühlten und allmählich immer stärker mit dieser identifizierten, wurde mehrmals zu beantworten versucht. War es die starke Affinität zwischen schwarzer und jüdischer Musik? Oder waren es die bitterlichen „cries“ der Schwarzen, die von den Juden besser gehört werden konnten als von den übrigen Weißen, weil sie damit ihr eigenes Los der Verfolgungen über die Jahrhunderte verbinden konnten? Die gemeinsame Erfahrung von Verfolgung und Demütigung dürfte gewiss eine Rolle gespielt haben. Eine vollständige Erklärung dafür bietet sie aber nicht. Hans-Jürgen Schaal, Biograph von Stan Getz (eigentlich Stanley Gayetzky), glaubt gar, die Jazzrichtung des Cool Jazz, die in den frühen 50-ern an der Westküste (daher auch „westcoast jazz“ genannt) aufkam und hauptsächlich von Weißen getragen wurde, auf das Trauma des Holocaust zurückführen zu können. *Ein Cool-Jazz-Saxophonist bot kein Vorbild mehr für die anti-jüdische Karikatur. Er versteckte sich in westlicher Sublimierung, der Maske der Normalität, oder in kühler Moderne, der Maske des Zeitgemäßen. Er tauchte heimatlos unter im Unscheinbaren.*⁴ Ein bewusster Rückzug, eine Verinnerlichung, um nicht

werden sind entweder der jüdischen Liturgie entnommen oder neu gedichtet und nehmen Bezug auf Erfahrungen aus der jüdischen Geschichte.¹²

Schließlich gibt uns der Trompeter Paul Brody eine schöne Antwort auf die Frage, was denn eine radikale jüdische Kultur sei, nämlich, „dass ich an den jüdischen Feiertagen genauso gerne arabisches Essen für meine Kinder koche wie jüdisches. Dass für mich Falafeln genauso auf den Tisch gehören wie Matze-Brot.“¹³ Es ist genau diese Interaktion zwischen den Kulturen, die die Musikentwicklung und hier besonders die des Jazz am Anfang des 21. Jahrhunderts so spannend macht. ■

1 Vgl. Krellmann, Hanspeter: *George Gershwin mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten*, Reinbek 1988, S. 17ff. Tin Pan Alley bezeichnete einen Straßenzug in der 28. Straße zwischen Broadway und 5th Avenue, wo in der Zeit um den ersten Weltkrieg die meisten Schlagermelodien entstanden sind. Zu den wichtigsten Komponisten der Tin Pan Alley gehörten: Irving Berlin, Jerome Kern und Oscar Hammerstein. Sie alle waren, wie Gershwin, jüdische Einwanderer und schrieben Melodien, die sich im Jazz großer Beliebtheit erfreuten.

2 S. ebenda, S. 28f., sowie Wilson, Peter Niklas: *Jazz und „jewish roots“*, in: John, Eckhard / Zimmermann, Heidy (Hg.): *Jüdische Musik?*, Böhlau 2004, S. 259.

3 Als Beispiel kann Ziggy Elman, eigentlich Finkelman, genannt werden, der jahrelang Trompeter in der Band Benny Goodmans war.

4 S. Schaal, Hans-Jürgen: *Stan Getz. Sein Leben, seine Musik, seine Schallplatten*, Waakirchen 1994, S. 128, zit. nach: Wilson, Peter Niklas, S. 264.

5 Eine Ausnahme bildete Herbie Mann, der 1971 die israelische Nationalhymne *Hatikva* als Basis für die Arrangements für seinen Song *Man's Hope* auf dem Album „*Push push*“ verwendete.

6 Die Band Klezematics, eine der frühen Bands im Klezmer Revival, veröffentlichte ihr erstes Album *Shvaygn = Toyt* im Jahre 1988.

7 Der Pianist und Keyboarder Anthony Coleman über die positiven Auswirkungen des aufkommenden Klezmer Revivals. S. Wilson, Peter Niklas, S. 266, sowie Berendt, Joachim-Ernst / Huesmann, Günther: *Das Jazzbuch*, Fischer 2005, S. 79.

8 Zit. nach Wilson, Peter Niklas, S. 267.

9 Berendt / Huesmann, S. 241.

10 S. die Homepage: <http://www.tzadik.com/> unter Radical Jewish Culture.

11 *Don Byron plays the music of Mickey Katz* ist 1993 auf Elektra erschienen.

12 Ein gutes Beispiel dafür ist die Interpretation von „*Der Abschied*“ aus Mahlers „*Lied von der Erde*“ auf der CD: Uri Caine Ensemble: *Gustav Mahler in Toblach*, Winter & Winter 1999.

13 S. Berendt / Huesmann, S. 80f.



Namens der Bezirksvertretung
des 18. Bezirks wünsche ich
allen jüdischen Bürgern in
Währing
ein friedvolles Chanukka-Fest

Karl Homole
Bezirksvorsteher



DIGITALSTORE
VIENNA

Erwin Nicolai Schneider
und das Team des
Digitalstore Vienna

wünschen allen Leserinnen und
Lesern des DAVID ein schönes
und friedvolles Chanukka-Fest.

IMPRESSUM:

DAVID - Jüdische Kulturzeitschrift
www.davidkultur.at

Medieninhaber, Herausgeber und Verleger:

DAVID - Jüdischer Kulturverein:

A-2490 Ebenfurth, Rathausstraße 20,

Telefon- & Faxnr: 01 / 888 69 45,

Handy: 0699 / 130 20 230, E-mail: david_kultur@gmx.at

Zweck: Information der Mitglieder und Freunde des
Jüdischen Kulturvereines DAVID.

Abonnementpreis: 4 Ausgaben / EUR 36,-
(Ausland zzgl. Spesen).

Bankverbindungen: ERSTE BANK,

Konto: 310 051 51078, BLZ: 20111,

IBAN: AT05201131005151078,

SWIFT-Code: GIBAAWW,

RLB NÖ-WIEN, Konto: 07.839111, BLZ: 32000,

IBAN: AT5032000000078389111, BIC: RLNWATWW,

Deutschland: HYPO Vereinsbank,

Konto: 5349214, BLZ: 70020270,

Chefredakteur: Regierungsrat Ilan Beresin,

Redaktion: Evelyn Ebrahim Nahooray,

Mag. Gustav C. Gressel, Mag. Tina Walzer.

Lektorat: Mag. Tina Walzer

Freie Mitarbeiter: Dr. Domagoj Akrap,

Dr. Gabriele Anderl,

a.o. Univ.-Prof. Mag. Dr. Klaus Samuel Davidowicz,

Mag. Susanne Swantje Falk, Michael Friedmann,

Dr. Pierre Genée,

Dr. Alfred Gerstl, M.A., Mag. Dr. Gerald Gneist,

Mag. Dana Claudia Grigorcea,

Mag. Arnold H. Kammel, Mag. Lydia Ladurner,

DI Isabella Marboe, Turgut Mermertas,

Mag. Gerhard Milchram,

Dr. Thomas Pankratz, Mag. Silvia Perfler,

Dr. Felix Schneider,

Dr. Claus Stephani, Naomi Felice Wonnenberg,

Halina Zajac, Gerhard Zirbs.

EDV-Koordination, Design und grafische Gestaltung:
Turgut Mermertas

Druck und Endherstellung:

Universitätsdruckerei Klampfer GmbH

A-8181 St. Ruprecht/Raab, Barbara-Stamper-Str 347,

Tel.: 03178/28 555, Fax.: 03178/28 555-6(8)

Für nicht verlangte Manuskripte und

Fotos wird keine Haftung übernommen.

**Ausserdem sei grundsätzlich festgestellt, dass
sich die Redaktion das Recht vorbehält, Manu-
skripte zu kürzen bzw. geringfügig zu ändern.**



Sehr geehrte Leser,

in diesen Tagen zünden wir wieder die Chanukka-Lichter an. Es gab einst eine Auseinandersetzung zwischen Hillel und Schamai darüber, wie Lichter zu zünden seien. Schamai war der Meinung, man sollte am ersten Tag alle acht Kerzen anzünden und dann jeden Tag eine Kerze weniger. Dies soll daran erinnern wie das Öl im Tempel jeden Tag knapper wurde. Heute jedoch zünden wir so, wie die Schule von Hillel argumentierte: Wir beginnen mit einer Kerze und zünden jeden Tag ein Licht mehr an. So bringen wir jeden Tag etwas mehr Licht in die Welt. Damit ist das Wunder von Chanukka ein Wunder, das uns auch heute noch Kraft und Hoffnung für die Zukunft gibt.

Wenn wir in dieser besinnlichen Zeit über das Vergangene reflektieren und in die Zukunft blicken, bemerken wir die symbolkräftige Analogie: Auch wir weihen wieder Synagogen ein, die von den Nazis entweiht wurden. Seit einigen Jahren erlebt das Judentum in Deutschland, aber auch in Österreich, eine Renaissance. 70 Jahre nach der Reichspogromnacht ist das ein Triumph über die Nationalsozialisten, denen es nicht gelungen ist, das Licht des jüdischen Lebens in Europa auszulöschen.

Ganz im Gegenteil: Das Interesse am Judentum in all seinen Facetten von der Religion bis hin zur Kultur ist in allen gesellschaftlichen Schichten vorhanden. Insbesondere die junge Generation ist offen für ein friedliches Miteinander der Kulturen und Religionen im gegenseitigen Respekt der Unterschiede. Wir haben den gesellschaftlichen Auftrag, die junge Generation auf den Weg des Lichtes zu führen. Denn im Dunkeln lauern die rechtsextremistischen Rattenfänger, die ihren Nachwuchs vor Schulen und in Fußballstadien rekrutieren. Durch Bildungs- und Betreuungsprogramme werden diejenigen, die sich als die Vergessenen in der Gesellschaft fühlen, aufgefangen und geraten nicht in die Fänge der Ewiggestrigen. Unsere Gesellschaft muss daher in die Jugend investieren, denn sie ist unsere Zukunft, auf die wir bauen können.

Zum Chanukka-Fest wünsche ich der jüdischen Gemeinschaft und allen Lesern des DAVID eine besinnliche und gute Zeit. Chag Sameach!

Charlotte Knobloch,
Präsidentin des Zentralrats der Juden in Deutschland



BMF

BUNDESMINISTERIUM
FÜR FINANZEN

Ich wünsche den Leserinnen und Lesern der Zeitschrift DAVID sowie der gesamten jüdischen Gemeinde Österreichs ein fröhliches Chanukka-Fest und hoffe, Sie können dieses Fest im Kreise Ihrer Familie und Freunde verbringen.

Josef Pröll
Bundesminister für Finanzen

Aus Anlass des Chanukka – Festes 5769 möchte ich der Lesergemeinde des DAVID als Außenminister der Republik Österreich meine besten Wünsche übermitteln. Möge das Fest der Lichter auch ein Licht des Friedens in die Welt tragen.

Shalom aleichem!



**Dr. Michael Spindelegger
Außenminister**



***Ich wünsche den
Leserinnen und Lesern
des DAVID
sowie der gesamten
jüdischen
Gemeinde Österreichs
ein friedvolles
Chanukka-Fest.***

***Dr. Maria Berger
Bundesministerin a.D. für Justiz***

<http://www.justiz.gv.at>

Ich wünsche allen jüdischen Bürgerinnen und Bürgern sowie im Besonderen den Leserinnen und Lesern des DAVID ein schönes und friedvolles Chanukkafest.

Ich freue mich darüber, dass die Tradition dieses Festes auch in Österreich aufrechterhalten wird. Das stellt einen lebhaften Beweis einer selbstbewussten jüdischen Gemeinde in unserem Land dar.



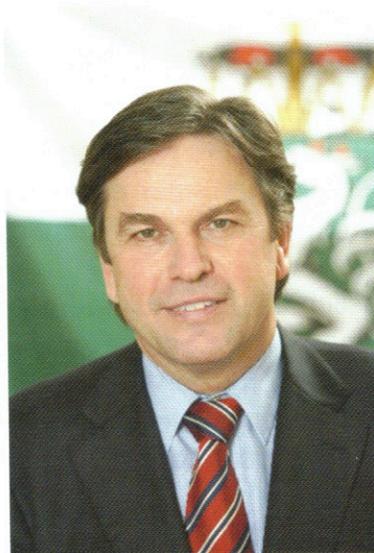
**Mag. Norbert Darabos
Bundesminister für Landesverteidigung**



Zum diesjährigen Lichterfest wünsche ich der gesamten jüdischen Gemeinde sowie allen Leserinnen und Lesern des DAVID alles Gute!

Unabdingbare geistige Werte wie Toleranz, Vielfältigkeit und gelebte Offenheit müssen in unserer Gesellschaft einen festen Platz einnehmen und wir haben gemeinsam dafür Sorge zu tragen, dass die vielleicht oft trennenden gesellschaftlichen Mauern abgebaut und durch Brücken der Menschlichkeit ersetzt werden. In diesem Sinne wünsche ich der jüdischen Gemeinde in ganz Österreich, insbesondere unseren jüdischen Freundinnen und Freunden in der Steiermark, ein friedvolles und gesegnetes Chanukka-Fest.

Mag. Franz Voves
Landeshauptmann der Steiermark



Herzliche Glückwünsche zum Chanukka-Fest

Sehr geehrte Damen und Herren!

Das Licht, der achtarmige Leuchter Chanukkia, steht im Mittelpunkt des jüdischen Chanukka-Fests. Lichterfeste gibt es auch in anderen Religionen, wie beispielsweise das islamische Lichterfest, das am Ende des Fastenmonats Ramadan gefeiert wird, die hinduistischen Lichterfeste Gauri Puja und Deepavali, das Lichterfest Loy Krathong des thailändischen Buddhismus oder das christliche Weihnachtsfest, bei dem Jesus, als das "Licht der Welt", im Mittelpunkt steht.

Viele Gemeinsamkeiten und Überschneidungen gibt es in den Weltreligionen, und das Ziel muss es sein, den Fokus auf das Einigende und nicht auf das Trennende zu lenken. Wenn ich hier den Bogen zur Politik spannen darf, dann gilt auch für die politischen Parteien ein Grundsatz: Das Wohl der Menschen muss im Mittelpunkt der Handlungen stehen. Dazu ist es notwendig, die unterschiedlichen Zugänge anzugleichen und einen gemeinsamen Weg zu finden. Durch gegenseitiges Vertrauen und Dialog wird die notwendige Basis dafür geschaffen.

So wie sich die Zeitschrift DAVID schon seit vielen Jahren um den Dialog zwischen Christentum und Judentum bemüht, so muss der Dialog zwischen allen Weltreligionen ebenso wie der Dialog zwischen den politischen Parteien forciert werden.

Das jüdische Chanukka-Fest, das auch "Fest der Befreiung" genannt wird, fällt heuer fast auf den Tag genau mit dem christlichen Weihnachtsfest zusammen. Nehmen wir das zum Anlass, uns von den Vorurteilen, die wir oftmals gegenüber anders Denkenden haben, zu befreien und das Einende zu suchen. In diesem Sinne wünsche ich allen jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern ein fröhliches Chanukka-Fest und ein friedliches Neues Jahr 2009!

Ihr

DI Erich Haider
Landeshauptmann-Stv.



Namens der Tiroler Landesregierung
wünsche ich
allen Leserinnen und Lesern der
Zeitschrift DAVID sowie der
jüdischen Gemeinde in Tirol und in
ganz Österreich ein schönes
und friedliches Chanukkafest!

Günther Platter
Landeshauptmann von Tirol



www.wirtschaftsbund.at

**Namens des Österreichischen
Wirtschaftsbundes wünsche ich der
jüdischen Gemeinde in Österreich ein
friedliches Chanukka-Fest!**

Dr. Christoph Leitl
ÖWB-Präsident



WIRTSCHAFTSBUND



Für das Chanukka-
Fest wünsche ich
Ihnen eine fröhliche
Zeit. Möge das

Lichterfest Sie stärken für die
Herausforderungen des Alltags
und eine neue Qualität des
Zusammenlebens bringen.

BM.W.F^a

Johannes Hahn
Bundesminister
für Wissenschaft und Forschung



Liebe Leserinnen und Leser,

Das Chanukka-Fest bringt Licht in den
Wintermonat Dezember. Es erinnert an
den Sieg über die Unterdrückung und
das Tempelwunder. Ich wünsche allen,
die sich im Zeichen von Chanukka ver-
sammeln, alles erdenklich Gute – Glück
und Gesundheit, Friede und Freiheit.

Ihr
Dirk Niebel
Generalsekretär der FDP in Deutschland



Ich wünsche allen Leserinnen und Lesern der Kulturzeitschrift DAVID sowie der gesamten jüdischen Gemeinde Österreichs ein schönes und friedliches Chanukka-Fest.

Ihre

Dr. Andrea Kdolsky
Bundesministerin a.D. für Gesundheit,
Familie und Jugend

Im Namen der ÖVP Wien wünschen wir der jüdischen Gemeinde ein frohes und friedvolles Chanukka-Fest!



Bundesminister
Dr. Johannes Hahn
Landesparteiobmann
der ÖVP Wien



Stadtrat
Norbert Walter, MAS
Landesgeschäftsführer
der ÖVP Wien

ÖVP Wien · Rathausplatz 9 · 1010 Wien
Tel. 01/515 43 - 900 · Fax DW 929
www.oevp-wien.at



Es lebe der
**Musen
kuss**

Wien inspiriert. Die Wiener Stadtwerke sorgen mit breitgefächertem Kunst- und Kultursponsoring dafür, dass Wien auch in Zukunft seinen hohen Rang als Kulturstadt behält. Denn nur wenn das Kulturangebot stimmt, stimmt auch die Lebensqualität. www.wienerstadtwerke.at

Es lebe die Stadt.



Im Namen der Landeshauptstadt Innsbruck wünsche ich allen Leserinnen und Lesern des DAVID und der gesamten jüdischen Gemeinde Österreichs ein frohes und friedliches Chanukkafest

Hilde Zach
Hilde Zach
(Bürgermeisterin)

kein eigenes Haus. Es gibt keine jüdische Öffentlichkeit; es ist in Deutschland, besonders in Westeuropa nicht möglich, zur Gesamtheit der Juden als Juden zu sprechen, soviel wir auch über uns sprechen lassen müssen.“⁹

Goldstein kam zu der These:

„Wir Juden verwalten den geistigen Besitz eines Volkes, das uns die Berechtigung und Fähigkeit dazu abspricht. (...) Aber mögen wir uns immerhin ganz deutsch fühlen, die anderen fühlen uns ganz undeutsch. (...) Wir mögen Max Reinhardt heißen (...) oder Max Liebermann (...): wir mögen uns deutsch nennen, die andern nennen es jüdisch, sie hören das 'Asiatische' heraus, sie vermissen das 'germanische Gemüt'.“¹⁰

Goldstein entwarf daran anschliessend einige Möglichkeiten, dieses Dilemma zu lösen. Zunächst verwarf er die „Aufklärung“ der Antisemiten:

„Wir können unsere Gegner leicht ad absurdum führen und ihnen zeigen, dass ihre Feindschaft unbegründet ist. Was ist damit zu beweisen? Dass ihr Hass echt ist. Wenn alle Verleumdungen widerlegt, alle Entstellungen berichtigt, alle falschen Urteile über uns verbessert sind, so bleibt die Abneigung selbst als unwiderleglich übrig. Wer das nicht einsieht, dem ist nicht zu helfen.“¹¹

Goldstein sah eine mögliche Lösung im Zionismus und der Schaffung einer neuen hebräischsprachigen Literatur:

„Für das Volk - den Zionismus, für die Kunst - die Wiederbelebung hebräischer Sprache und hebräischer Poesie.“¹²

Dennoch erkannte Goldstein auch hier die Unmöglichkeit dieser Lösung für die meisten Kulturschaffenden:

„Denn wir deutschen Juden, wir heute Lebenden, wir können ebenso wenig hebräische Dichter werden, wie wir nach Zion auswandern können. (...) Denn trotz Verfolgung, Verhöhnung, Missachtung ist das Judentum im Laufe einer mehr als tausendjährigen Gemeinschaft mit dem Deutschtum so eng in den Wurzeln verwachsen, dass beide nicht mehr gelöst werden können. Die rassereinen Germanen mögen sich sträuben wie sie wollen, sie mögen (mit echt germanischer Logik) alles Gute für sich in Anspruch nehmen und alles Übel den Juden zur Last legen; sie werden doch die Tatsache nicht aus der Welt schaffen, dass deutsche Kultur zu einem nicht geringen Teil jüdische Kultur ist.“¹³

So kam Goldstein zu dem Schluss:

„Das Problem aufzuzeigen war meine Absicht. Es ist nicht meine Schuld, dass ich keine Lösung weiß.“¹⁴

Goldsteins Aufsatz erregte großes Aufsehen:

„Die erste Reaktion, die mir vor Augen kam, war eine kleine Notiz in einem antisemitischen Blatte. Dann erschienen ähnliche Hinweise in anderen Blättern, zustimmend, ablehnend, dann größere Aufsätze, und schließlich erscholl die ganze deutsche Presse vom Lärm des Streites um den Deutsch-jüdischen Parnass. Auch das Ausland nahm teil. Die 'deutschen Staatsbürger jüdischen Glaubens' protestierten in wilder Wut; die Zionisten spendeten jubelnd Beifall. Der 'Kunstwart' selbst öffnete seine Spalten der Diskussion, die zum Teil in plumpester Form geführt wurde - dies war schließlich das Organ eines verbohrteten Veteranen des Judenhasses, des Kritikers

und Literaturhistorikers Adolf Barthels.“¹⁵

Zionistische Kreise klatschten begeistert Beifall, obwohl sie sich nicht völlig mit Goldsteins Ideen identifizieren konnten. Sie begrüßten es, dass die „Judenfrage“ Gegenstand einer öffentlichen Debatte wurde:

„Der Verein jüdischer Studenten erhob den Aufsatz zur Pflichtlektüre in seinem Unterricht. (...) Man forderte mich zu Vorträgen auf. (...) In Ausnützung meines Erfolges hätte ich die Laufbahn eines jüdischen Politikers einschlagen können, aber das lag mir in keiner Weise. (...) Ich sah wohl, was man von mir erwartete und was man brauchte. Aber das beruhte auf einer Verkenning dessen, was ich geschrieben und gewollt hatte. (...) Was an dem Kunstwartaufsatz literarische Leistung ist, erkannten nur wenige.“¹⁶

In zwei weiteren Heften des „Kunstwartes“ und in anderen Blättern, wie die antisemitische „Deutsche Tageszeitung“, wurde die Diskussion weitergeführt. Unter dem Titel „Deutschtum und Judentum“ kritisierte der Dichter Ernst Lissauer Goldstein. Wie zu erwarten, lehnte Lissauer den Aufsatz scharf ab:

„Goldstein aber weiß vom Geschichtlichen, wie ich zeigen werde, nichts, und in einer Ungeduld, die zuinnerst auf einem unorganischen und unhistorischen Wesen erwuchs, rennt er stampfend, blind und zornig gegen die Tatsachen an. Er meint, klar zu sehen und ist gefühlich vage. Bevor ich ihm antworte, muß ich aussprechen, dass ich nicht etwa nur anderer Meinung bin, sondern ihn für unfähig halte, repräsentativ für gebildete deutsche Juden zu sprechen.“¹⁷

Nach dieser Kampfansage widmete sich Lissauer der Frage nach einem „jüdischen Volk“:

„Ich bestreite, dass die Juden, die im Ghetto noch ein Volk waren, heute noch ein Volk sind: alle Kriterien dafür mangeln. Es fehlen die gemeinsame Sprache, die gemeinsamen Sitten, der gemeinsame Boden, das gemeinsame Klima, die gemeinsamen Gesetze. Sollte man mir aber entgegen, dass weite Mengen Juden etwa im Osten Sitten und Sprache noch im Gegensatz zu den anderen Völkern gemeinsam haben, so sage ich, dass wir deutschen Juden eben nicht das Jargon sprechen, Kaftan und äußerliche Peijes abgelegt haben und mit jenen nichts gemeinsam haben als die äußerliche Bezeichnung der großenteils innerlich nicht mehr bekannten Konfession.“¹⁸

Lissauers Polemik, seine Ablehnung des osteuropäischen Judentums und des Jiddischen sind auch symptomatisch für viele Vertreter der emanzipierten deutsch-jüdischen Bourgeoisie. Die eingewanderten osteuropäischen Juden erinnerten viele der emanzipierten deutschen Juden an ein „ghettohaftes“ Judentum, wovon sie doch glaubten, es längst überwunden zu haben.¹⁹

Die Mitgliederzahlen in jüdischen Großgemeinden wie Berlin und Wien stieg durch die Zuwanderung rapide an. Die Gemeindevorstände sahen die Gefahr, dass ihr Bild vom reformierten, assimilierten Judentum durch die Zuwanderung von Juden aus Osteuropa äußerlich verschoben werden könnte. So war das Wahlrecht der osteuropäischen Juden in den Gemeinden ein heftig diskutiertes Thema.²⁰ Weiters übersah Lissauer, dass die Gemeinden Deutschlands und Österreichs keineswegs nur

Ein Jahr nach Annapolis: Bilanz des Friedensprozesses

 Arnold H. KAMMEL

Mittlerweile ist mehr als ein Jahr vergangen, seit am 27. November 2007 im amerikanischen Annapolis unter der Schirmherrschaft von Präsident George W. Bush die gemeinsame Erklärung von Israels Ministerpräsidenten Ehud Olmert und Palästinenserpräsident Mahmoud Abbas über eine permanente Zwei-Staaten-Lösung der Medienöffentlichkeit präsentiert wurde. „Zwei Staaten für zwei Völker“, lautete die in Annapolis getroffene Formel. Bis Ende 2008, so das in Annapolis formulierte Ziel, sollte zwischen Israel und Palästina ein gemeinsames Abkommen zur Zwei-Staaten-Regelung unterzeichnet sein.

Das Zwei-Staaten-Modell

Von beiden Seiten wurde anerkannt, dass nur dieser Vorschlag eine nachhaltige und tragfähige Lösung des Nahostkonflikts bringen würde. Auch international wurde die Zwei-Staaten-Regelung als das Lösungsmodell angesehen. Bereits im März 2002 war dieses Modell vom Sicherheitsrat der Vereinten Nationen in der Resolution 1397 bestätigt worden. Das Modell sieht vor, dass sich die Territorialgrenzen des palästinensischen Staats im Großen und Ganzen an jenen von 1967 orientieren, d.h. die im Juni 1967 von Israel besetzten palästinensischen Gebiete der West Bank inklusive Ost-Jerusalems und des Gaza-Streifens umfasst. Es besteht auch Einigkeit darüber, dass es einen begrenzten Gebietstausch geben soll. Für eine detaillierte Grenzziehung zwischen beiden Staaten konnte jedoch bisher keine Einigung erzielt werden. Gerade für die Überlebensfähigkeit des Palästinensischen Staates ist diese Frage vorrangig, um eine effektive Staatsgewalt über das Staatsgebiet ausüben zu können. Dafür bedürfte es eines Staatsgebiets, das nicht von Enklaven, Sicherheitszonen und Militäranlagen unter israelischer Kontrolle zerklüftet ist und dessen einzelne Teile (West Bank, Gaza-Streifen, Ost-Jerusalem sowie etwaige Gebiete, die heute in Israel liegen) durch Verbindungswege unter palästinensischer Hoheit miteinander verbunden sind. Dennoch bleibt trotz aller innenpolitischen Probleme, die sowohl Israel als auch Palästina betreffen, die Zwei-Staaten-Lösung das anerkannte und angestrebte Modell.

Innenpolitische Turbulenzen

Nach dem Rücktritt des Vorsitzenden der Kadima-Partei und israelischen Ministerpräsidenten Ehud Olmert aufgrund von Korruptionsermittlungen wurde Außenministerin Tzipi Livni zur neuen Vorsitzenden gewählt und von Staatspräsident Shimon Peres mit der Regierungsbildung beauftragt. Seitens der Fatah wurde die Ernennung von Livni zur neuen Vorsitzenden der Kadima-Partei begrüßt. Nach rund

vierwöchigen Verhandlungen musste sie sich und der israelischen Öffentlichkeit jedoch eingestehen, dass es ihr nicht gelungen war, eine neue Koalitionsregierung zustande zu bringen. Für Februar 2009 stehen Neuwahlen in Israel auf dem Programm. Kadima mit Livni oder Likud mit Benjamin Netanjahu – so heißt das politische Angebot im Februar 2009. Niemand vermag momentan vorauszusagen, wer das Rennen machen wird.

Auf palästinensischer Seite steht Präsident Mahmoud Abbas, der viel Energie und politisches Engagement in den Friedensprozess investiert hat unter Druck, da aufgrund der langsamen Fortschritte des Friedensprozesses die öffentliche Unterstützung für Abbas zurückgeht. Insbesondere der nicht gestoppte Siedlungsbau und das Fehlen einer sichtbaren Verbesserung der Situation in der West Bank sind für die Palästinenser enttäuschend. Gemäß dem Palastinian Basic Law, das eine Art Verfassung für die Palästinensischen Gebiete darstellt, endet die Amtszeit von Abbas als Präsident im Jänner 2009. Die Positionen im Gazastreifen, wo die Hamas im Juni 2007 die Kontrolle übernommen hatte, und in Ramallah, dem Sitz der palästinensischen Regierung, divergieren sehr stark.

Darüber hinaus endet im Jänner 2009 die Amtszeit des amerikanischen Präsidenten George W. Bush, der sich außenpolitisch vor allem mit einer Lösung für den Nahostkonflikt profilieren wollte. Sein gewählter Nachfolger, Barack Obama, hat bereits angekündigt, die amerikanische Außenpolitik neu orientieren zu wollen, jedoch weiterhin einen speziellen Fokus auf die Situation im Mittleren Osten und insbesondere auf den israelisch-palästinensischen Konflikt zu legen und dieses Thema wieder zu einem wichtigen Punkt auf der außenpolitischen Agenda der USA zu machen. Gerade aus den genannten Gründen werden die ersten Monate des Jahres 2009 entscheidende Weichenstellungen für die Zukunft des Nahostkonflikts mit sich bringen.

Das Treffen von Sharm el Sheikh

Fast genau ein Jahr nach Annapolis fand im ägyptischen Sharm el Sheikh am 9. November 2008 eine Konferenz des Nahost-Quartetts, zu dem die USA, die Europäische Union, die Vereinten Nationen und Russland gehören statt. Israel und Palästinenser nahmen daran teil. Die israelische Außenministerin Tzipi Livni und Palästinenserpräsident Mahmud Abbas zogen eine Bilanz der Entwicklungen seit Annapolis. Zwar scheiterten Israel und die Palästinenser mit der Absicht, einen Friedensvertrag bis zum Ende der Amtszeit von US-Präsident George W. Bush

**PROF. DR. THOMAS TREU
und Familie**

FACHARZT FÜR UROLOGIE

1010 Wien, Judenplatz 2/4
Ordination: Mo, Di u. Do 15-18 Uhr
PRIVAT u. alle Kassen Tel.: 533 79 43

*wünschen allen
Bekannten und Freunden
ein schönes Chanukkafest!*

**Das Sanatorium
Maimonides-Zentrum**



Elternheim, Pflegewohnheim, Krankenanstalt und Tagesstätte der Israelitischen Kultusgemeinde und dessen Mitarbeiter wünschen allen Gemeindemitgliedern ein schönes Chanukkafest und nehmen die Gelegenheit wahr, den Förderern des Maimonides-Zentrums ihren besonderen Dank auszudrücken

Für weitere Spenden zu Gunsten der Entwicklung des Maimonides-Zentrums danken wir im Voraus.

Bankverbindung:
BAWAG, BLZ 14000, Kto.Nr. 02010-733-807

Die besten Wünsche zum
Chanukkafest
allen Gönnern und Lesern
unserer Zeitschrift



Foto: Wiedemann

Im Namen
der Redaktion

Ilan Beresin

**Die MitarbeiterInnen des
Institutes für Geschichte
der Juden in Österreich
wünschen allen LeserInnen
des DAVID
ein friedliches Chanukkafest!**

Tel.: +43-2742-77171-0, Fax: +43-2742-77171-15

Homepage: <http://members.nextra.at/injoest>

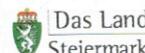


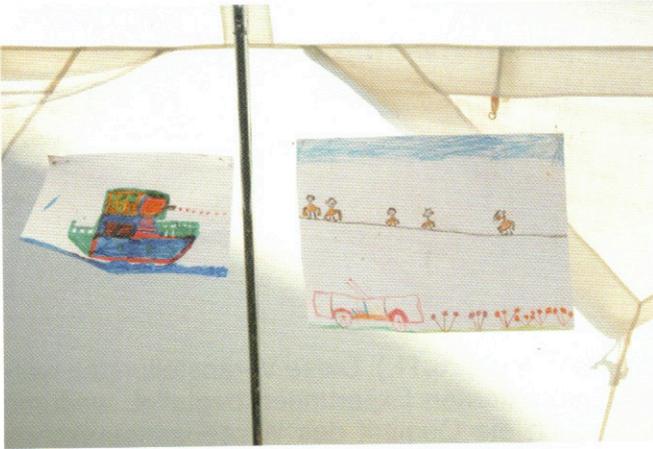
STOLZ AUFS LAND

WINTERWUNDERLAND STEIERMARK

Die Grüne Mark hüllt sich in ihr winterliches Kleid und wird zu einer Zauberwelt in Weiß. Zahlreiche Angebote der Extraklasse, attraktive Pisten-, Schlitten- und Winterwanderwege, hunderte Kilometer Loipen sowie Top-Hotels machen den Winter in der Steiermark zu einem unvergesslichen Erlebnis. Ob Familien, Abenteurer oder Erholungssuchende - die Steiermark hat für jeden Geschmack das Richtige.

Infos unter: www.steiermark.com, www.tourismus-ressort.steiermark.at
Tourismusressort





Kinderzeichnungen, Flüchtlingslager Gori



Kinder im Flüchtlingslager Gori beim Basketball-Spiel



Eine Flüchtlingsfamilie in Gori



Mädchen in einer Schule in Gori



Therapeutisches Spiel in einer Schule in Gori, veranstaltet von der israelischen Delegation



Israelische Flaggen im Flüchtlingslager Gori

TIBET stirbt!
Die Welt schaut zu!



Was kann ich für TIBET tun?

Bitte registrieren Sie sich für den Tibet Newsletter.
Wir versorgen Sie **aus erster Hand** mit den neuesten Informationen zu den Entwicklungen.
Sie erfahren auch, wie sie mit **wenigen Minuten Zeitaufwand** den Tibetern eine **große Hilfe** sein können.

Jetzt registrieren auf

www.TIBET.at

SAVE TIBET
Lobenhauergasse 5/1
1170 Wien

TGP Tibetan Community Österreich
Währinger Gürtel 102
1090 Wien

auch der „public diplomacy“ verpflichtet fühlt. Das oiip ist aber an erster Stelle mit der Produktion und Verbreitung von Wissen befasst, das Auswirkungen in der „realen“ Welt hat.

Zusätzlich zu den wissenschaftlichen und realpolitischen Aufgaben versucht das oiip auch die soziale Perspektive in seine Arbeit einzubeziehen. Durch die Vermittlung seiner Forschungsergebnisse und Expertinnenanalysen trägt das oiip zur Schaffung einer heterogenen, pluralistischen Plattform bei, innerhalb derer brennende Fragen der Zeit auf kreative und gleichzeitig verantwortungsbewusste Weise besprochen werden können. ■



Veranstaltung des oiip, Foto: oiip

oiip

Österreichisches Institut
für Internationale Politik
Austrian Institute for
International Affairs

A-1040 Wien
Operngasse 20 B
Tel. +43 (0)1/581 11 06
Fax +43 (0)1/581 11 06-10

wünscht allen Leserinnen und Lesern
des DAVID ein schönes Chanukkafest



ORDINATION DR. LUDWIG RUBIN

*Dr. Ludwig Rubin wünscht allen
Freunden und Bekannten
ein friedvolles Chanukkafest!*

A- 1020 Wien, Gredlerstraße 5,
Tel. 216 53 41, Fax 216 53 41/34

Der Bezirksvorsteher
der Brigittenau

HANNES DERFLER

wünscht allen
jüdischen Mitbürgern
zu Chanukka
alles Gute!

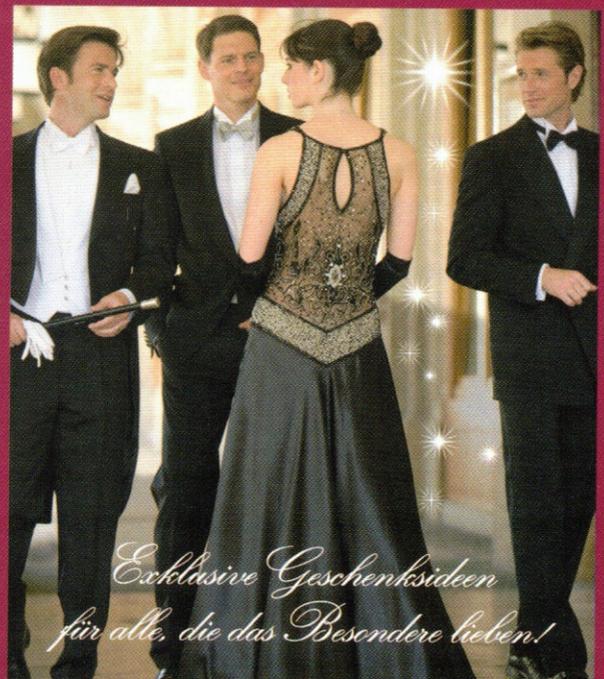
Maß- und Änderungsschneiderei

Ferco Ercin

Tel. + Fax: 01/5952842,
1060 Wien, Gumpendorferstr. 92



wünscht allen
Kunden, Freunden und Bekannten
ein friedliches Chanukkafest!



*Exklusive Geschenksideen
für alle, die das Besondere lieben!*

Brühl & Söhne
Exklusive Modehäuser
Schmiedgasse 12, 8010 Graz

House of Gentlemen
Kohlmarkt 11, 1010 Wien

Trachten Schöpfel
Hauptplatz 3, 8010 Graz

Brühl
Damen- u. Herrenmode
Wallnerstraße 3, 1010 Wien

www.bruehl.at

übernimmt, kann man politisch korrekt loben und auszeichnen. Gerade weil eine Jüdin oder eine Israelin selber Israel kritisiert, „muss es ja stimmen“. Im inner-israelischen Kontext ist mir dieser Mut zur Selbstkritik der israelischen Kunstszene sympathisch. Die Tatsache, dass solche Künstler auch staatliche Stipendien bekommen und in staatlichen Museen ausgestellt werden, ist ein Beweis dafür, dass Israel eine wahre Demokratie ist, in der die freie Meinungsäußerung geschätzt und begrüßt wird. Im internationalen Kontext überkommt mich jedoch Skepsis, wenn so eifrig nach Juden gesucht wird, die man dafür loben kann, dass sie Israel kritisieren und das Stereotyp der Palästinenser als reine Opfer zementieren.

In der Ausstellung im Beth Hatefutsoth stellte Bartana mit Freunden die Motive der Sonnenfelds von Arbeitern, Bauern und Soldaten nach. Sie zeichnet die Konstruktion des Bildes vom „neuen Juden“ auf schwarz-weiß-Fotografien nach, so wie es von den Sonnenfelds ganz in der Ästhetik des zionistischen Geistes entworfen worden war. Der Kurator Eyal Dannon sagt dazu: „Das Endresultat ist eine Serie neuer Repräsentationen, die tief ins kollektive israelische Gedächtnis und Bewusstseins eingebettete Bilder zeigt.“ Die Idee, den Schwerpunkt auf die Kombination mit zeitgenössischer Video- und Fotokunst zu legen dürfte den Kuratoren wohl „zu Hause“ gekommen sein- sie sind im Hauptberuf Kuratoren des *Israelischen Zentrums für Digitale Kunst* in Holon. Auch ein Grossteil der Sonnenfeld-Fotografien wird in digitalisierter Form gezeigt. Die Fotosammlung Sonnenfeld umfasst rund 200.000 Einzelstücke, wurde dem Beth Hatefutsoth im Jahre 2005 vermacht. Sie stellt eine wichtige Bereicherung des großen öffentlichen Museums - Bildarchivs dar.

Die jüdischen Fotojournalisten Leni und Herbert Sonnenfeld dokumentierten Ereignisse des jüdischen Lebens in Deutschland aus der Zeit vor dem Nationalsozialismus, Szenen aus den zionistischen Siedlungen in der Zeit vor der Gründung des Staates Israels und zionistische Aktivitäten auf der ganzen Welt. Leni und Herbert Sonnenfeld mussten aus Nazideutschland fliehen und fanden in den USA Aufnahme. Ihr fotografisches Werk dokumentiert das Leben in Israel und jüdisches Leben international über fünfzig Jahre hinweg. Es gilt als eine der wichtigsten fotografischen Sammlungen der Welt, insbesondere was den jüdischen Kontext belangt. Das Bildarchiv des Beth Hatefutsoth-Museums hat die Sammlung von Negativen, Diapositiven und Abzügen seit 2005 sortiert, kategorisiert und registriert. Die Sammlung dokumentiert ausführlich jüdisches Leben in Deutschland in den 1930er Jahren, Immigration in die USA und zionistische Immigration in das britische Mandat Palästina, sowie die Gründung des Staates Israel. Viele der Bilder zeigen die ersten zionistischen Siedlungen sowie die frühen Jahre in Tel Aviv, Fabriken am Toten Meer und andere Industrieprojekte der zionistischen Pioniere, sowie historische Ereignisse wie die Biltmore Konferenz 1942, wo die jüdische Gemeinde ihre Unterstützung

zur Gründung des Staates Israel zusicherte. Im Bildarchiv des Beth Hatefutsoth wird das Bilderbe der Nachwelt erhalten bleiben und auch der breiten Öffentlichkeit zugänglich sein. Die Entscheidung, die historischen Bilder in Kombination mit Videokunst in der Wechseiausstellung zu zeigen ist sehr begrüßenswert, da dies nicht nur die traditionellen Besucher des Beth Hatefutsoth anspricht, sondern auch in Tel Avivs junger Kunstszene Anklang findet und neues junges Publikum mit künstlerischem Interesse in das jüdische Museum bringen wird. ■



Beth Hatefutsoth Tel Aviv, Der neue Flügel, 2008. Foto: Naomi Felice Wonnberg



Aus der Sammlung Sonnenfeld. Mit freundlicher Genehmigung Beth Hatefutsoth

DAVID: *Erinnern Sie sich an die Zeit zwischen der Abreise Ihres Vaters und Ihrer eigenen nach Palästina?*

Chava Blodek Kopelman: Ich war auch im November 1938 noch da, in Wien, mit meiner Mutter. Wir wohnten am Margaretengürtel, Ecke Schönbrunnerstraße, in einer nichtjüdischen Gegend, wir waren die einzigen Juden im Haus. Frau Eder, die Hausmeisterin, war eine, wie sagt man, *righteous* – eine Gerechte. Wenn sie Juden suchen kamen, sagte Frau Eder: Bei mir im Haus gibt es keine Juden! Die Tochter Eder war bei der NSDAP. Oft hatte sie deshalb Streit mit der Mutter. Die Mutter sagte: „Ich werde nie über die Blodeks erzählen, lieber will ich sterben.“ Bei unserem Abschied weinte die Hausmeisterin und gab mir einen Anhänger, einen Rauchfangkehrer. Er sollte mich beschützen auf meiner Reise nach Palästina.

DAVID: *An wen können Sie sich noch erinnern aus Ihrer Umgebung, in jener gefährdeten Zeit?*

Chava Blodek Kopelman: An den Milchmann kann ich mich erinnern. Von der Molkerei kam jeden Morgen der Besitzer und brachte uns Milch und Butter, heimlich. Von diesen beiden Menschen hat meine Mutter oft erzählt, von der Hausmeisterin und dem Molkerei-Besitzer. Ich selbst habe kaum Erinnerungen an früher. Ich erinnere mich an den „Anschluß“, das wurde auch oft erzählt, aber ich erinnere mich selbst daran. Da begann die Angst. Es war dunkel: Wir saßen ab da im Dunklen. Als mein Vater wegging, habe ich schrecklich geweint, Daran erinnere ich mich.



Kinderzeichnung aus dem ehemaligen jüdischen Kindergarten in der Herklotzgasse 21. Zeichnung: Chava Blodek Kopelman

DAVID: *Wie war es, als Ihr Vater noch in Wien war, zu Beginn des Terror-Regimes?*

Chava Blodek Kopelman: Das letzte Mal, als wir in einem Park waren, kam ein Mann mit Armbinde. Für

Juden war bereits verboten worden, sich in öffentlichen Parkanlagen aufzuhalten. Der Mann kannte meinen Vater, denn er nannte ihn beim Namen, das kann also kein Fremder in der Gegend gewesen sein. Er sagte zu meinem Vater: „Sie, Herr Blodek, Sie können im Park bleiben mit Ihrer Familie.“ Mein Vater antwortete: „Danke, Nein! Wenn andere gehen müssen, gehen wir auch.“ Danach durften wir nie wieder im Park sein.

DAVID: *Erinnern Sie sich noch an andere Personen?*

Chava Blodek Kopelman: Da war der Briefträger. Er war nett, und er lächelte immer. Im Januar 1939 einmal, meine Mutter und ich waren außer Haus gewesen und kamen zurück, erwartete er uns strahlend und lachend, und übergab uns ein Kuvert: „Es ist da, es ist da!“ Das waren unsere Einwanderungszertifikate nach Palästina, die endlich gekommen waren. Er hat sich so gefreut! Das war in jener Zeit ein Licht. Vor allem im Vergleich zu unserer Nachbarin, einer Nazi. Wenn sie laut Radio hörte, Hitlers Reden, habe ich mich versteckt, ich hatte Angst, Hitler bellte doch so wie ein Hund.

DAVID: *Wie war das, dieses Leben in der Wohnung, nach der Abreise des Vaters?*

Chava Blodek Kopelman: Meist saßen wir im Dunklen. Nur in der Badewanne brannte eine einzige Kerze, damit man von außen sehen konnte: da ist niemand. Und Frau Eder hat uns geschützt. Ich habe trotzdem Angst gehabt. Mein Vater hatte einen Onkel Robert in Wien, der schickte mir Geld, damit ich mir etwas kaufte. Im Haus gab es ein jüdisches Schokoladen-Geschäft, von Frau Engel. Eines Tages wollte ich statt Schokolade von Frau Engel Bananen kaufen, am Markt. Der Weg dorthin ist etwa 1 Kilometer lang. Ich kam dort an, sah die Bananen, schämte mich hineinzugehen in das Geschäft und drehte wieder um. Ohne Bananen oder Schokolade kam ich heim. In der Tür standen meine Mutter und Frau Eder, beide weinten schrecklich. Sie dachten, ich war mitgenommen worden. Sie haben nicht mit mir geschimpft. Aber meine Mutter erzählte noch jahrzehntelang: Das Kind ist weggelaufen. Das zeigt mir, wie viel ich damals verstanden habe, in jener Zeit.

DAVID: *Wie erging es Ihrer Mutter, so alleine mit Ihnen, in jener Zeit der permanenten Lebensgefahr? Wie hat sie das bewältigt?*

Chava Blodek Kopelman: Meine Mutter war eine Heldin, dass sie mit mir alleine geblieben ist und gewartet hat. Ich erinnere mich, sie hat viele Papiere verbrannt: Alles, was nicht sicher war ging ins Feuer, auch Bilder von Kaiser Franz Joseph, man wusste nicht, ob es gefährlich war, so etwas zu besitzen. Alle anderen Papiere habe ich noch, die Liebes-Briefe von meinem Vater an meine Mutter. Hausrat konn-

DAVID: *Wo leben Sie heute?*

Chava Blodek Kopelman: Wir leben halb in den USA, mein Mann unterrichtet an der Universität Michigan. Ich unterrichte Hebräisch für Kinder, für Dreis- bis Achsjährige, nach der Montessori-Methode, wie in meinem eigenen Kindergarten (schon wieder!). Nach drei Jahren nahm mein Mann ein *sabbatical*, und ich volontierte bei der Organisation „Amcha“, die Interviews mit Holocaust-Überlebenden macht. Schon zuvor hatte ich an der Universität, Ann Arbor, sieben Jahre studiert, Psychotherapie. Dann kam diese Israel-Reise, und dort das Interesse für die Holocaust-Survivors. Seit damals fahre ich jedes Jahr für einige Monate nach Israel, um Interviews zu machen. In Ann Arbor hingegen arbeitete ich nur mit Ehepaaren, und es war kein einziger Jude dabei. 12 Jahre lang machte ich das. Seither arbeite ich viel in Israel, etwa drei Monate jedes Jahr.

DAVID: *Ist das für Sie nicht emotional sehr anstrengend?*

Chava Blodek Kopelman: Ich glaube es ist schrecklich wichtig. Diese Geschichten sollen verewigt werden! Es war schwierig, ich habe schreckliche Geschichten gehört. Trotzdem, oder gerade deshalb: Ich glaube, das ist sehr wichtig: Es soll nichts vergessen werden.

Das Interview führte Tina Walzer ■



Schalom!
Alles Gute für
Chanukka und die
folgenden
Feiertage,
Frieden auf der Welt
wünscht

Josef Eichinger
*Bezirksvorsteher Stv.
von Währing*

Der Verein der Freunde von Nordzypern

wünscht allen
LeserInnen des DAVID
und der jüdischen
Gemeinde in Österreich
ein schönes und friedvolles
Chanukkafest!



Die Bezirksvorsteherin
von Meidling
Gabriele VOTAVA
wünscht allen Leserinnen
und Lesern
ein friedvolles Chanukkafest!



Der Bezirksvorsteher
Gerhard Zatlökal
und die Mitglieder
der Bezirksvorstehung 15
wünschen allen
jüdischen MitbürgerInnen
zu Chanukka alles Gute!

Namens der Bezirksvorstehung
von LIESING
wünscht Bezirksvorsteher

MANFRED WURM

allen
jüdischen BürgerInnen
ein friedliches
CHANUKKAFEST!

Günther BARNET, LAbg. a.D. und Familie

wünschen allen Leserinnen
und Lesern des DAVID und
der jüdischen Gemeinde in
Österreich ein schönes und
friedvolles Chanukkafest!

AUFSPERRDIENST

Schlüssel-Service

W. Kandov

A-1060 Wien,
Otto-Bauer-Gasse 3
Tel.: 01/596 41 48

Mobil: 06991/20 910 96
*wünscht allen Kunden,
Freunden und Bekannten
ein schönes Chanukkafest*



**Der Bezirksvorsteher
von Neubau
Mag. THOMAS BLIMLINGER**

*wünscht allen jüdischen
BürgerInnen ein schönes
und friedliches Chanukka-Fest!*

*Die Bezirksvorsteherin
von Favoriten*

**HERMINE
MOSPOINTNER**

*wünscht ein schönes
Chanukkafest!*

Simmeringer Hauptstr. 244-246, 1110 Wien

SCHREIBER

Steinmetzbetrieb

*und Familien wünschen allen Gemeindemitgliedern
ein schönes Chanukkafest!*

Tel.: 76 71 009, Fax: DW 4, e-Mail: j.p.schreiber@aon.at

**Bezirksrat
MICHAEL KOLING**

Klubvorsitzender der
SPÖ -Alsergrund
*wünscht allen Verwandten,
Freunden und Bekannten
anlässlich der Feiertage
Gesundheit, viel Glück,
Erfolg und Frieden.*

**Familie
K. D. Brühl**

*übermittelt allen Kunden,
Freunden und Bekannten
zum Chanukka-Fest
die besten Glückwünsche!*

Ing. Franz Mészáros

*wünscht allen Freunden
und Bekannten
ein schönes Chanukkafest!*

Univ.-Prof. Dr. Paul Haber

Facharzt für Innere Medizin
und Familie
1170 Wien, Rötzerlg, 41.
Tel.: 485 81 64
*wünschen allen
Freunden und Bekannten
ein friedvolles Chanukkafest!*

*Zum Chanukkafest übermittle ich
den jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern
Österreichs meine besten Grüße
aus der Traunseestadt
GMUNDEN*

H E I N Z K Ö P P L

Bürgermeister der Stadt Gmunden

TIBOR KARTIK
und Familie

*wünschen allen Verwandten
und Freunden ein schönes
Chanukka-Fest!*

**Cathy, Harri, Clara,
Arthur & Oscar Heller**

*wünschen allen Freunden und
Bekanntem
ein schönes
Chanukka-Fest!*

Liebe Leserinnen und Leser!

*Wir wünschen Ihnen schöne,
friedliche und erholsame
Feiertage.*

**Bezirksparteiobmann
Andreas Ottenschläger und
das Team der ÖVP Josefstadt**

vorantrieben. Weniger beachtet wurde hingegen die Bedeutung der eine Ebene tiefer arbeitenden jüdischen Ingenieure und Techniker, die sich in diesem neuen Bereich engagierten und vielfach Pionierleistungen erbrachten. Entsprechend groß war die Zahl der Technikstudenten, und viele Mitglieder des renommierten Österreichischen Ingenieur- und Architektenvereines waren Juden.⁵ Auch Josef Unger war diesem wichtigen Fachverband schon bald nach seinem Studienabschluss beigetreten und hatte den Großteil seiner Schriften in den Fachorganen des Vereines publiziert.

Seine fundierten Kenntnisse auf dem Gebiet des Arbeiterwohnbaus brachten Unger schließlich in Kontakt mit dem Philanthropen Dr. Maximilian Steiner, ein Versicherungsmakler, der sich jedoch über seine berufliche Tätigkeit hinaus schon des längeren mit sozialen Problemen befasste und 1880 eine umfassende Studie zum Problem der Armut in Österreich publizierte, in der er insbesondere das Desinteresse der Behörden beklagte.⁶ Vier Jahre später, 1884, initiierte Steiner eine Studie über die Wohnverhältnisse in Wien, die ergab, dass aufgrund der hohen Mieten, der ausschließlich von privater Hand errichteten und auf Gewinnmaximierung ausgerichteten Wohnhäuser, die meisten Angehörigen der Unterschicht finanziell überfordert waren und in eine verhängnisvolle Schuldenfalle gerieten. Darüber hinaus spottete ein Großteil der Wohnstätten in den so genannten Zinskasernen allen hygienischen und sozialen Anforderungen. Angesichts dieser Übelstände plante Steiner nach westeuropäischem Vorbild das Experiment einer genossenschaftlich organisierten Wohnbaugesellschaft, als er 1886 den „Verein für Arbeiterhäuser“ unter seiner Leitung ins Leben rief.⁷ Nachdem schließlich auch der Wiener Stadterweiterungsfond für dieses Vorhaben einen Kredit gewährt hatte, konnte ein billiger Baugrund in Wien-Favoriten (Wien 10, Kiesewettergasse 13-15) erworben werden, und Josef Unger wurde als Spezialist auf diesem Gebiet mit der Planung einer Mustersiedlung beauftragt.

Josef Unger konzipierte dann nach englischem Vorbild einstöckige Reihenhäuser mit Vorgärten oder Innenhöfen. Die klein dimensionierten Häuser mit Giebeldächern waren teilweise in Sichtziegel, teilweise in Putz ausgeführt „um dem Äußeren eine freundliche Gestaltung zu geben“,⁸ wie es der

Architekt selbst formulierte, wobei sie sich formal - zweifellos nicht zufällig - an die damals übliche Gestaltungsweise von Bahngebäuden anlehnten. Die jeweilige Wohnfläche schwankte zwischen 67 und 97 m², die Gärten waren bis maximal 68m² dimensioniert. Alle Wohnungen verfügten über einen direkten Wasseranschluss für die Küche und einen Abort, der im Haus situiert war und nicht - wie bis dahin üblich - außerhalb lag, und waren damit in hygienischer Hinsicht ein großer Fortschritt. Die verhältnismäßig großzügige Anzahl von Räumen (eine Wohnstube und 2-3 Schlafzimmer) sollte den Bewohnern Zu-

verdienstmöglichkeiten durch die Betreibung eines Gewerbes oder Untervermietung bieten. Ebenso war vorgesehen, dass die kleinen Gärten durch den Anbau von Nutzpflanzen zur Verbesserung der Eigenvorsorge dienen. Mittels jährlicher Zahlung sollte innerhalb von 25 Jahren das Haus ins Eigentum übergehen können, wobei die Zielgruppe insbe-

sondere kleine Gewerbetreibende waren. Um einer Verwahrlosung der Anlage vorzubeugen, herrschte eine strenge Hausordnung, so durfte unter anderem kein Alkohol ausgeschenkt werden.

Von dem ursprünglich viel umfassender geplanten Projekt von 36 Häusern kam allerdings nur die Hälfte zur Realisation. Die kleine Siedlung in der Kiesewetterstraße, die das älteste Beispiel sozialen Wohnbaus in Wien überhaupt darstellt, ist zum Großteil noch erhalten, auch wenn sie heute in ihrer niedrigen Verbauung von dem umliegenden Bauten nahezu erdrückt wird und wie ein etwas anachronistischer Fremdkörper im Stadtbild wirkt (Abb.1). Obwohl sich das Unternehmen bewährte und auf die Mieter sowohl in gesundheitlicher als auch sozialer Hinsicht positiv auswirkte, wurde das Experiment nicht fortgesetzt. Die Gründe waren vielfältig, möglicherweise erwies sich das Konzept einer Reihenhaussiedlung, das im angelsächsischen Raum mit seinem Pachtssystem durchaus üblich war, in Wien mit seinem strikten römisch-rechtlichen Eigentumsbegriff an Grund und Boden nicht ganz geeignet. Vielleicht hat man auch die ökonomischen Möglichkeiten der damaligen Arbeiterschaft und der kleinen Gewerbetreibenden überschätzt. Nicht zuletzt gab es auch antisemitische Agitationen gegen Maximilian Steiner, der zynischerweise als „jüdischer Bauspekulant“ diffamiert wurde.⁹ Jedenfalls löste sich der Verein Mitte der neunziger Jahre auf und übergab sein



Abb. 1: Arbeiterwohnhäuser Kiesewettergasse.
Foto zur Verfügung gestellt: U. Prokop

Spula
T E X T I L
H A N D E L S G . M B . H .

Spula Textil HandelsGmbH
Dr. Reinhard Kamitz Strasse 1
A-2203 Grossebersdorf
Tel.: +43 (0) 22 45 25 91,
Fax: +43 (0) 22 45 52 91 85

*wünscht allen LeserInnen
des DAVID
ein schönes Chanukkafest!*

IKG

ISRAELITISCHE KULTUSGEMEINDE GRAZ

**Die ISRAELITISCHE
KULTUSGEMEINDE GRAZ**

zuständig für Steiermark, Kärnten
und die politischen Bezirke
des Burgenlandes Oberwart, Güssing
und Jennersdorf wünscht allen
jüdischen BürgerInnen ein schönes
Chanukkafest!

Donaustadt

Im Namen der Bezirksvertretung
wünsche ich allen jüdischen MitbürgerInnen
ein schönes Chanukkafest im Zeichen von
Frieden und Verständigung.

Norbert Scheed
Bezirksvorsteher

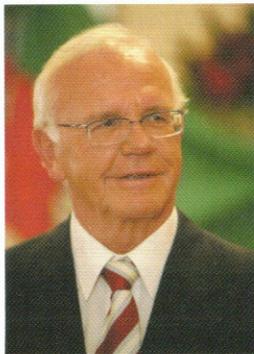


Bezirksvorsteherin
SUSANNE REICHARD



wünscht im Namen der
Bezirksvertretung Wieden

*ein schönes und
friedliches Chanukkafest!*



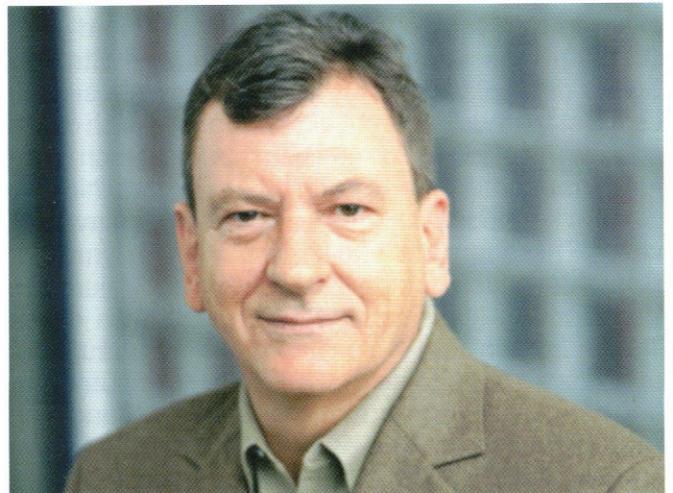
Allen Leserinnen und Lesern des

DAVID ein friedliches
Chanukkafest wünscht

Bürgermeister

Dr. Peter Koits

im Namen des Stadtsenates
und Gemeinderates
der Stadt Wels



Ich wünsche allen Leserinnen und Lesern
des DAVID und der jüdischen Gemeinde
in Österreich ein fröhliches Chanukka.

Herbert Tumpel

Präsident der Kammer
für Arbeiter und Angestellte



Königs 1871/72 entstandener Bau in der Wiener Turnergasse. Für Synagogen wählten Architekten wie Auftraggeber in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bevorzugt Motive, die dem byzantinischen wie dem maurischen Stil entliehen waren, wofür Eduard Knoblauchs neue Synagoge in Berlin (eingeweiht 1866 / 5622) beredt Zeugnis ablegt.

Vom 20. September 2008 bis zum 6. Januar 2009 findet in Vicenza eine große Palladio-Ausstellung statt, die anschließend (31. Januar bis 13. April 2009) in der Königlichen Kunstakademie in London gezeigt wird. Informationen: www.andreapalladio.it ■

Wir wünschen allen unseren Freunden und Kunden ein schönes Chanukka Fest!



Hotel-Pension ARENBERG
1010 Wien, Stubenring 2
Tel.: 01/512 52 91 0
www.arenberg.at



Der Vorstand der Jüdischen Gemeinde Baden bei Wien entbietet allen Mitgliedern, Gönnern und Freunden die herzlichsten Glückwünsche für ein gesundes und friedvolles Chanukkafest.

Nähere Informationen zu unseren Gebetszeiten und sonstigen Aktivitäten finden Sie unter www.juedischegemeinde.at oder Sie rufen +43 2252 25 25 300



Klubobfrau **Maria Vassilakou**, Stadtrat **David Ellensohn** und die **Grünen Wien** wünschen allen Leserinnen und Lesern sowie der jüdischen Gemeinde Österreichs ein frohes und friedvolles Chanukkafest.



wien.gruene.at



18.000 Mitarbeiter, ein Ziel: Ihre angenehme Reise.

Egal, ob Sie in den Urlaub oder zu einem Geschäftsstermin fliegen – 18.000 Beschäftigte in rund 230 Betrieben kümmern sich am Flughafen Wien um Pünktlichkeit, Komfort und Sicherheit. Mit den Investitionen der Flughafen Wien AG werden jährlich hunderte weitere Arbeitsplätze geschaffen. Zugleich wird sicher gestellt, dass heuer rund 20 Millionen Passagiere ihr Ziel im In- oder Ausland bequem und rasch erreichen werden.

www.viennaairport.com

Offen für neue Horizonte.



„Auf dem Papier war er ein böser Mensch, in Fleisch und Blut ein lieber“, schrieb etwa Günther Nenning – Mitarbeiter Torbergs bei der Zeitschrift „Forum“ - in seinem Nachruf auf Torberg.

Unzählige Dokumente – Plakate, Briefe, Erstausgaben, Fotos, ein Auszug aus seinem Testament - und Alltagsgegenstände Torbergs gibt es in den verschiedenen Räumen zu sehen, sogar seinen Arbeitstisch samt Brille und Briefpapier. Obwohl Torbergs Archiv 1938 verloren ging, birgt sein Nachlass in der Wienbibliothek mehr als 50.000 Briefe. Diese bilden neben zahlreichen Leihgaben und Schenkungen auch einen wesentlichen Teil des wissenschaftlichen Hintergrunds der Ausstellung, die von Marcus G. Patka und Marcel Atze erarbeitet wurde. Zu lesen ist hier etwa ein Brief von Peter Handke: „Ich habe gestern Ihre zwei Bücher bekommen, und den Schüler Gerber sofort gelesen, eigentlich den ganzen Tag, mit Unterbrechungen, und um 2 Uhr in der Nacht hatte ich die Geschichte ausgelesen und ich kann sagen, dass mich das Buch hineingezogen hat wie schon lang keins mehr.“ Weitere Korrespondenzpartner sind Alma Mahler-Werfel, Marcel Reich-Ranicki, Hermann Hesse, Arnold Schoenberg oder Simon Wiesenthal. Mit Ton- und Bilddokumenten beginnt die Schau – in einem Raum, der die Geschichte von hinten aufzäumt: Passend zu Torberg im „Kaffeehaus“, auf Originalstühlen des Café Museum, lauscht man Aufnahmen des Autors, der aus der „Tante Jolesch“ (1975), seinem wohl berühmtesten Werk, liest. Torbergs Zeit ab der Rückkehr nach Österreich sind thematische Blöcke in der Schau gewidmet: Da ist zunächst die Aufarbeitung der NS-Verbrechen durch die österreichische Justiz. Eine Fotoserie zum Prozess gegen Adolf Eichmann in Jerusalem ist zu sehen, ebenso Aufnahmen des von der SS in Prag eingerichteten so genannten „Jüdischen Zentralmuseums“. Ein anderer Bereich ist jenem Torberg gewidmet, der gemeinsam mit Hans Weigel als Initiator des „Brecht-Boycotts“ gilt. Fünf Jahre lang waren dessen Stücke in Wien tabu. Zu den großen Verdiensten Torbergs zählen seine Übersetzungen Ephraim Kishons, den er hierzulande bekannt gemacht hat. Im Torberg-Jubiläumjahr gibt es zahlreiche Möglichkeiten, sich mit dem vielseitigen, streitbaren, ironischen *Homme des lettres* auseinanderzusetzen: eine ganze Reihe von Neuerscheinungen wie Briefwechsel und Biografien ist auf den Markt gekommen. Die umfangreiche Ausstellung im Jüdischen Museum ist definitiv ein zentraler Ausgangspunkt für Torberg-Interessierte. ■

Literaturtipps: „Friedrich Torberg. Die Biographie“ von David Axmann, Langen Müller Verlag, 2008. „Dear Pappi - My beloved Sargnagel: Briefe einer Freundschaft“, Briefe von Friedrich Torberg und Ephraim Kishon, Hrsg. von Lisa Kishon und David Axmann, Langen Müller Verlag.

„Die Gefahren der Vielseitigkeit“. Jüdisches Museum Wien, bis 1. Februar.

Katalog zur Ausstellung von Marcel Atze und Marcus G. Patka, Verlag Holzhausen

Julia Urbanek ist Redakteurin der „Wiener Zeitung“.

M Sandberg
dresscode for men

wünscht allen Kunden, Freunden und
Bekanntem ein schönes und friedvolles
Chanukkafest!

Am Lugeck 1-2 ★ A-1010 Wien info@m-sandberg.com
T. + 43 1 512 58 88 F. Dw 4 www.m-sandberg.com

Werte MitbürgerInnen und Mitbürger jüdischen Glaubens!



Chanukka feiert einen Sieg der Religionsfreiheit und der Selbstbestimmung eines Volkes – Werte, die nicht hoch genug einzuschätzen sind.

Wertschätzung und Toleranz sind zentrale Anliegen verantwortungsvoller Politik. In diesem Sinne übermittle ich Ihnen zum bevorstehenden Lichterfest Chanukka im Namen der niederösterreichischen Sozialdemokratie meine herzlichsten Grüße.

Sepp Leitner
Dr. Sepp Leitner
NÖ Landeshauptmann-Stellvertreter



PFLANZT BÄUME IM HEILIGEN LAND!

KKL macht Israel grün.

keren kayemeth leisrael
1010 Wien Opernring 4/II./7.
T.: 513 86 11, Fax: 513 86 119
e-Mail: kkl@chello.at

befinden sich auch die letzten Ruhestätten von Opfern des Holocaust und die Ehrenmale jüdischer Soldaten und Offiziere, die einst für ihre rumänische Heimat gekämpft hatten. Nun wäre ihre Heimat gefordert, die Würde der toten Helden wieder herzustellen.

„Es fällt uns schwer“, sagte Dr. Aurel Vainer, Vorsitzender der Föderation Jüdischer Kultusgemeinden Rumäniens (FCER) und Abgeordneter im rumänischen Parlament, „nach diesem entsetzlichen Verbrechen nicht an jene politischen Kreise zu denken, die immer noch, als Ewiggestrige, Hass und Feindschaft verbreiten, um so die Einwohner Rumäniens mit rassistischen und religiösen Parolen gegeneinander aufzuhetzen.“

Die Saat manch ungestraft gebliebener Provokationen aus links- und rechtsradikalen Vereinen und Parteien, die seit Jahren in der Öffentlichkeit unüberhörbar präsent sind, scheint aufgegangen zu sein. Das trifft sowohl auf die kommunistischen Nationalisten zu, die es immer noch gibt, als auch auf die faschistischen Bewegungen, die nun wieder marschieren dürfen. Angst um die Zukunft lähmt die kleine jüdische Gemeinde Rumäniens, die von einst 850.000 auf 10.000 Personen geschrumpft ist. Doch wer heute wegschaut und die Bedrohungen der Gegenwart nicht sehen will, kann auch die Gefahren der Zukunft nicht erkennen. Denn, um mit Bertolt Brecht zu sprechen, „der Schoß ist fruchtbar noch, aus dem das kroch“. ■



HAPPY CHANUKKA
wünscht
Ihnen Abgeordnete zum
Nationalrat

Elisabeth Hake (SPÖ)



Gerhard Kubik

Bezirksvorsteher des
2. Bezirkes wünscht

allen jüdischen
Bürgern ein schönes
Chanukkafest!



stross
qualitäts-sofortreinigung

unsere filialen in wien und graz:

1010 wien, hoher markt 2	01/53 39 552	8010 graz, humboldtstraße1	0316/67 46 50
1020 wien, praterstraße 36	01/21 67 271	8010 graz, leonhardstraße 41	0316/31 34 42
1030 wien, landstr. hauptstr.41	01/71 35 282	8010 graz, schönaugasse 14	0316/82 12 21
1040 wien, favoritenstraße 27	01/89 01 826	8020 graz, annenstraße 42	0316/71 20 83
1160 wien, thaliastraße 39	01/49 31 905	8045 graz, grazer straße 39	0316/69 15 55
		8020 graz, volksgartenstr.32a	0316/71 48 50

die putzerei in ihrer nähe.

schnell - besser - günstiger

wir freuen uns auf ihr kommen!

danke für ihre treue!



Gut zu wissen.

Volles Programm seit 1703

Die Tageszeitung der Bundeshauptstadt

WIENER ZEITUNG Gut zu wissen

www.wienerzeitung.at ÖSTERREICHISCHE TAGESZEITUNG SEIT 1703 Montag, 10. März 2008 Nr. 049 € 1,00



Schöne Seite des Lebens
Genießen Sie als Abonnent jeden Freitag die Farbbeilage Wiener Journal.
von Brückner Chronik - Seite 13

Unterhaltung und Kultur
Vier große Seiten informieren Sie über das Wann, Wo und Wie in Österreich.
Wirtschaft - Seite 16

Das Extra am Wochenende
Anspruchsvoller Lesestoff mit Interviews und Reportagen am Samstag.
Weltchronik - Seite 11



Aktuell
Die Welt
In China soll ein für die Olympischen Spiele im August geplanter Terroranschlag vereitelt worden sein. **Seite 10**
Serbiens Regierung ist an Streitigkeiten über den Kosovo gescheitert. **Seiten 10 und 12**
In Malaysia hat die Regierungskoalition eine schwere Wahlschlappe erlitten. **Seite 10**
Waris Dirie ist wieder da - viele Umstände ihres Verschwindens bleiben nicht abschließend geklärt. **Seiten 11 und 12**
In der Slowakei wurden viele neue Löhne geschaffen, die Gehälter stagnieren. **Seite 16**
Österreich
Säureattentate: Im Fall der in Oberösterreich verschickten Säurepakete wurde am Sonntag ein dringend Tatverdächtiger verhaftet. **Seite 13**
Ex-Kripo-Chef Greiger hofft bei der Wiederholung seines Prozesses auf Freispruch. **Seite 13**
Tschechows „Kirschgarten“ feierte in St. Pölten eine imposante Premiere. **Seite 14**
Der TV-Sender Austria 9 will mit betont österreichischem Programm punkten. **Seite 19**
Benjamin Ratz hat seine letzte Chance auf den Gesamtweltcup verspielt. **Seite 23**
Salzburg stürmt in letzter Sekunde an die Spitze der Fußball-Bundesliga. **Seite 24**
Programmbuch **Seiten 17-20**
Wetter **Seite 24**
Kommentare
Andreas Unterberger: Die SPÖ ist bei der niederösterreichischen...

Volles Programm: Seit 1703 die Tageszeitung der Bundeshauptstadt

- Umfassende und objektive Information über Politik.
- Exklusive Berichte aus der Wirtschaft.
- Die meisten Rezensionen von Kulturveranstaltungen.



Wien/St. Pölten. (petch) Die Landtagswahlen in Niederösterreich haben mit einer Überraschung aufgewartet: Landesbaurat Erwin Pröll konnte die absolute Mehrheit der ÖVP in Niederösterreich auf 54,3 Prozent (2003 waren es 53,3 Prozent) ausbauen. Für die SPÖ und ihre Spitzenkandidatin Heidemaria Ondi hatte sich schon am Nachmittag ein Debakel abgezeichnet. Schließlich verlor sie gegenüber der letzten Wahl 8 Prozentpunkte. Die SPÖ fuhr mit 23,6 Prozent das schlechteste Ergebnis in Niederösterreich seit 1945 ein. Obwohl „Protest gegen die Bundesregierung“ mit 19 Prozent der am schnellsten genannte Entlastungsgrund für die Niederösterreicher war, könne vor allem die SPÖ das schlechte Abschneiden nicht nur mit der Landespolitik erklären, meinte Meinungsforscher Peter Häsel. Pröll bezeichnete seinen Wahlerfolg in einer ersten Reaktion als „leichte, kemosgenante Arbeit für das Land“. Zugleich sprach er aber auch von einem Fingerzeig an den Bund, der da heute „Arbeiten statt streiten!“ Es sei nun an Bundeskanzler Alfred Gusenbauer...



www.wienerzeitung.at

die Speicherkarte voll. Ein solcher Kurzfilm wurde *Kvetshing to Gertrud Stein*. Gertrud Stein wurde ja von Pablo Picasso portraitiert, sie war die erste Picasso-Sammlerin, als er selbst noch arm war. Später ist sie selbst verarmt, als Jüdin, versteckt in Paris. Sie musste ihr „Apfel-Bild“ von Paul Cezanne verkaufen. Zum Trost malte ihr Picasso ein neues Apfel-Bild, das viel mehr wert war als der Cezanne. Gertrud Stein war eine ganz bedeutende Förderin des Kubismus, und sie war 32 Jahre alt, als Picasso sie portraitierte. Auch ich war 32 Jahre alt, als ich völlig verarmt aus New York zurückkehrte. In dem Kurzfilm stehe ich vor Gertrud Steins Portrait und frage sie, was ich jetzt tun soll, so arm wie ich bin. Das war dann das erste Kunstwerk, das ich an einen Sammler verkauft habe. Interessant, nicht? Gerade jene Arbeit über die Anatomie des Kunstmarktes!

DAVID: Sie unterrichten auch Kunst?

Felice Naomi Wonnemberg: Ich halte kunsthistorische Vorlesungen im Rahmen des Erwachsenenbildungs-Programms von *Yad Vashem*. Das ist für mich eine schöne Herausforderung, interessante Themen zu suchen.

DAVID: Haben Sie ein Verhältnis zu Österreich?

Felice Naomi Wonnemberg: Die Antwort auf diese Frage verweigere ich! Ich bin weder Israelin noch Deutsche. Das Nationalitäten-Konzept ist ein Konstrukt des 19. Jahrhunderts. Grenzen und Pässe sind lediglich Ausdruck des Bestrebens, den Reichtum in Europa zu bewahren. Für meine Identität ist die Frage der nationalen Zugehörigkeit belanglos. Ich fühle mich mehr als Hase denn als Israelin. Obwohl es mir sehr wichtig ist, in Israel zu leben.

DAVID: Was hat es mit dem Hasen – das Symbol der rotating rabbits [vgl. DAVID Heft 76, Jg. 2008, Pessach-Ausgabe] ist ja eine Schlüsselikone Ihrer Identität- auf sich?

Felice Naomi Wonnemberg: Das ist genetisch! Schon mein Opa, und dann mein Vater malten immer, statt ein Schriftstück mit ihrem Namen zu unterzeichnen, einen Hasen. Auch für meine Schwester ist der Hase ihr Lieblingstier. Das Symbol der drei Hasen ist universell. Der Kreis als Zeichen der Unendlichkeit bietet einen interessanten Ansatz, existentiellen Problemen zu begegnen. Der Hase setzt dem Tod schließlich eine sehr schöne und freundliche Überlebenstaktik entgegen: wilde und sexuelle Liebe. Als Antwort auf den Tod ist das zugleich auch eine sehr menschliche Art, mit dem Tod umzugehen. Das macht mir die Hasen sehr sympathisch.

DAVID: Sie sprachen vorhin von zwei Arbeiten. Was war denn das zweite Video ohne Kamera?

Felice Naomi Wonnemberg: Das war „*Skype me tonight, OK?*“ (2007) Es wurde komplett mit einer webcam gefilmt. Mein laptop verfügt über eine eingebaute webcam. Die Video-Kamera war nämlich nach wie vor kaputt. In dieser Arbeit setzte ich mich mit dem Phänomen der Bekanntschaften, die man

über das Internet schließen kann, auseinander. Es hat mich interessiert, wie diese virtuelle Phantasie-Blase über den anderen entsteht und sich weiter entwickelt. *Skype*- Freunde gibt es. Meine Arbeit portraitiert eine Liebesgeschichte via *Skype*. Was bei einer solchen Annäherung herauskommt, ist keine Beziehung, sondern eine Art großer Einsamkeit. Jeder ist alleine, auf seiner Seite der Mattscheibe. Abgefilmt wurde der Monitor des Mannes mit dem Bild der Frau. An einer Stelle greift der Mann den Monitor an, um die Frau zu streicheln – es ist aber nur der Computer. „*Skype me tonight, OK?*“ wurde unlängst in den USA als bester experimenteller Film ausgezeichnet.



„*Skype me tonight, OK?*“ Standbild. Mit freundlicher Genehmigung Felice Naomi Wonnemberg.

DAVID: Wie sehen Ihre Zukunftspläne aus?

Felice Naomi Wonnemberg: Meine Kamera ist jetzt endlich repariert. Die neuen Videos gehen stark in die *gender*-Richtung. So entstehen Bilder von weiblicher Sexualität zwischen Bourgeoisie und Aggression. *Putting on Make-Up* (2008) zeigt das Schminken des Mundes mit Lippenstift. Dort endet es aber nicht. Der Stift malt immer weiter. Aus dem Mund wird der traurige Mund eines Clowns, dann wird es ein Soldat mit *camouflage*, dann eine Wunde über dem Auge. Die rote Farbe des Lippenstiftes verändert schließlich das Gesicht sehr stark, am Ende hat sich das ganze Gesicht in eine große rote Wunde verwandelt. Diese Arbeit wird im Dezember in Haifa gezeigt. In das *gender*-Thema gerate ich ohne besondere Planung immer tiefer hinein. Ich fange gerade an, meine Dissertation zu schreiben: „It's Hard To Be a Jewish Hero - Jewish Gender Images in Film and Video“ mit einem Stipendium des israelischen Immigrations-Ministeriums und werde vermutlich an einer europäischen Universität abschließen. Die Arbeit ist mit einem Forschungsprojekt bei Yad Vashem verbunden.

DAVID: Wir wünschen Ihnen auch weiterhin viel Erfolg!

„Anmerkung: Prominent“ Die Geschichte der Familie Winterstein 1867 – 1945

 Tina WALZER

Werner Winterstein hat mit der Geschichte seiner Familie ein Buch vorgelegt, das berührt und fesselt zugleich. Im Zentrum steht die Geschichte dreier Brüder, Robert, Max und Paul Winterstein. Ihr Schicksal ist paradigmatisch für die Situation, in der sich großbürgerliche Familien mit jüdischem Hintergrund zu Beginn des 20. Jahrhunderts wiederfanden: Nach dem Ersten Weltkrieg und dem Zusammenbruch der alten Ordnung in schwierige Lebensumstände geworfen, mit einer Zeit, in der vieles möglich, manches aber auch unerreichbar war konfrontiert, zunehmendem Antisemitismus ausgesetzt, und schließlich vom NS-Regime verfolgt, beraubt, ermordet. Eindrücklich wird die Entwicklung der Protagonisten verständ-



Magda Winterstein mit ihren Söhnen, 1908. li.: Claus, re.: Erich, sitzend: Peter. Mit freundlicher Genehmigung W. Winterstein.



General von Schuschnigg (li) mit Dr. Robert Winterstein, 14. August 1933. Mit freundlicher Genehmigung W. Winterstein.

lich gemacht, aus vielen Privatdokumenten entsteht ein intimes Bild der prominenten Familie im Wechsel der Zeiten, von der Monarchie über die Erste Republik bis hin zu den Überlebenden des NS-Regimes. Werner Wintersteins Großvater, Dr. Robert Winterstein (1874 – 1940) war Generalprokurator der Ersten Republik, Bundesratsmitglied und Justizminister der Regierung Schuschnigg. An ihm nahmen die Nazis blutige Rache für die gerichtliche Verfolgung der illegalen Nationalsozialisten, die an der Ermordung von Bundeskanzler Engelbert Dollfuß beteiligt gewesen waren. Mit dem sogenannten Prominenten-Transport wurde Robert Winterstein ins KZ Dachau deportiert, und 1940 im

Steinbruch des KZ Buchenwald erschossen. Sein jüngerer Bruder Dr. Max Winterstein (1868 – 1942) war Augenarzt in Pilsen und kam im Lager Theresienstadt um, Frau und Kind wurden weiter nach Auschwitz deportiert und ermordet. Auch Roberts jüngster Bruder Paul (1876 – 1945), hochdekorierter Offizier der k. u. k. Armee, überlebte Theresienstadt nicht. Er starb nach der Befreiung am 23. Mai 1945. Werner Wintersteins Vater Peter, unmittelbar nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten fristlos entlassen, floh nach Amsterdam, wurde 1941 dort verhaftet und ins KZ Mauthausen verschleppt. 7 Jahre lang von seiner Familie getrennt, überlebte er nur um ein Haar das Konzentrationslager. Die letzten Jahre, die Nachkriegszeit, schildert Werner Winterstein aus der eigenen Perspektive, der Erinnerung eines Kindes, konfrontiert mit Tod, Überleben und der amerikanischen Befreiung im Salzkammergut. ■



Werner Winterstein: „Anmerkung: Prominent“ Die Geschichte der Familie Winterstein 1867 – 1945. Wien-Köln-Weimar: Böhlau Verlag 2008. Preis: Euro 29,90.-

rauf gewartet, dass der Wirt besagte Kontrolle einmal auslassen möge und diesmal war der Fall eingetreten. Hans hatte nichts weiter im Sinne gehabt, als die Kontrolle selbst auszuführen. Er machte sich daran, die Praterstrasse langsam zu überqueren. Langsam deshalb, weil er den Mechanismus noch kontrollieren wollte. Daher konzentrierte er sich wesentlich mehr auf die Ausführung seines Vorhabens als auf den Verkehr auf der Hauptstrasse. Er kämpfte, einerseits mit dem beachtlichen Gewicht der Flasche, andererseits damit, diese mit einer Hand so zu halten, dass er endlich, mit der anderen den Schlag auf den Mechanismus ausführen konnte. Der Weg zum Heim war kurz. Er geriet in Zeitnot, denn die Probe wollte er unbedingt noch ausführen. Endlich schlug er auf den Hebel und fühlte sich danach für einen kurzen Augenblick mächtig. Ein starker, aber viel längerer Strahl als sonst beim Wirt, schoss aus der Siphonflasche. Hans hatte die Flasche mit dieser auch den Ausfluss nicht nach unten sondern aufwärts gehalten, weshalb der Strahl halbhoch in Richtung Straßenmitte hin zielte. Er hatte den Hebelmechanismus eindeutig zu lange gedrückt, und der lange Wasserstrahl traf einen just im selben Augenblick mit einer Beiwagenmaschine daher fahrenden Motorradfahrer mitten ins Gesicht. Der Fahrer erschrak und verriß seine Maschine derart, dass er eine Strecke in Schlangenlinien weiter fuhr. Dann, als er sein Gefährt wieder unter Kontrolle gebracht hatte, wendete er und machte sich daran, dem nicht weniger erschrockenen, nun davon laufenden Knaben nachzufahren. Sowohl der erschreckte Motorradfahrer wie auch Hans hatten ungemein großes Glück, dass jener mit seinem Gefährt nicht in einen der damals noch in der Strasse stehenden Kandelaber hinein krachte. Hans, der den Strahl vom Verlassen der Flasche bis hin zum erschreckten Antlitz des Motorradfahrers verfolgt hatte, war, als er das Malheur erkannte, wie vom Blitz getroffen. Einen Augenblick lang blieb er erstarrt stehen, um im Moment darauf möglichst rasch davon zu laufen. Außer Atem und keuchend erreichte er das rettende Heim. Seiner erstaunten Mutter die Flasche in die Hände drückend, versuchte er in unverständlichen Wortfetzen sein Hasten zu erklären und sich zugleich in den Kasten zu zwängen und darin zu verstecken. Der Motorradfahrer hatte wohl gesehen, wohin Hans gelaufen und in welchem Haus er verschwunden war und fuhr durch das offen stehende Tor in den Hof hinein. Dorothea vernahm eine brüllende Männerstimme, begab sich zum Fenster und sah hinunter. Sie versuchte den zu Recht aufgebrachten Mann zu besänftigen. Nach einigem Hin- und Her wandte er sich ab, startete die Maschine und fuhr mit heftigem Kopfschütteln davon. Erst nach einer Weile wagte Hans sein Versteck zu verlassen und über das Vorgefallene zu berichten. Er war fest davon überzeugt, nichts dafür zu können. Von ihm aus gesehen hatte alleine der Wirt, seiner Nachlässigkeit wegen, Schuld am Vorgefallenen.

Mit der Zeit konnte man in Wien an vielen von Ruinen und Schuttbergen frei gewordenen Plätzen neue Bauten entstehen sehen. Vorrangig wurden Wohnhäuser errichtet, die meisten von der Gemeinde Wien, „Gemeindebauten“ genannt. Die entstandenen Wohnungen wurden von der Gemeinde nach einem von ihnen erstellten Modus an Bedürftige vergeben. Dorothea trachtete schon die längste Zeit danach, mit

den Kindern und Onkel Paul aus dem Heimzimmer in eine Wohnung zuziehen. Finanziell war es ihnen nie und nimmer möglich, eine Wohnung zu erstehen. Daher verfasste Dorothea Eingabe über Eingabe an alle zuständigen Institutionen und an so genannte "Macher", bis hin zum Bundeskanzler und Bundespräsidenten, um auf ihre missliche Lage und Bedürftigkeit hinzuweisen. Die Wohnungsvergabe hing aber, wenn auch nur hinter vorgehaltener Hand ausgesprochen, davon ab, welcher Gesinnung und Partei man zuzuordnen war. Da hatten Dorothea und Onkel Paul die wohl schlechtesten Karten zur Hand. Beide waren sie Mitglieder der KPÖ gewesen und somit alle Eingaben um Zuteilung einer Gemeindewohnung von vornherein, vergebliches Mühen und andauernde Leerläufe.

Aber war es nicht aus vielerlei Gründen und in weit verbreiteter Weltanschauung damals naheliegend und verständlich, dass sie zu den Kommunisten tendierten? Hatte sie nicht die Sowjetarmee vom Hitlerjoch befreit gehabt? Hatten nicht die Sowjets Onkel Paul, trotz zehn Jahre dauernder Emigration (und dies in Sibirien) sein Überleben ermöglicht? Und befand sich das Obdachlosenheim nicht ausgerechnet in der Leopoldstadt, welche sowjetische Besatzungszone und zugleich eine Hochburg der KPÖ Wien war? Daher war Russlands Staatschef Stalin sowohl für Onkel Paul wie auch für Dorothea ihr Befreier. Hätten sie damals schon gewusst, dass der auch von ihnen Umjubelte ihrem Peiniger Hitler an Grausamkeit um nichts nachstand - das Schicksal war ihnen gnädig und ließ sie die Wahrheit über Stalin erst viel später erfahren, dann aber völlig anders über ihn denken und urteilen. Industriebetriebe, die in der sowjetischen Zone angesiedelt und noch intakt waren, wurden von den Russen baldigst aktiviert und selbstverständlich von russischen Direktoren geleitet. Durch diese Ankurbelung fanden viele Wiener Beschäftigung und die KPÖ einigen Zulauf. In einem solchen Betrieb hatte Dorothea, die fünf Fremdsprachen in Wort und Schrift perfekt beherrschte seit geraumer Zeit eine Anstellung als Chefdolmetscherin und Sekretärin gefunden. Auch Onkel Paul arbeitete im südlichen Wien, ebenfalls in einem von den Russen geführten Betrieb, in seinem erlernten Beruf als Buchhalter.

Das Parteilokal der KPÖ befand sich zuerst in der Praterstrasse Nr. 24 und wurde einige Zeit später in das Haus 54 verlegt, in welchem Johann Strauss den Donauwalzer komponiert hatte. Besonders die neue, junge Generation wurde von der KPÖ umworben, für die sie viele Veranstaltungen organisierte. Hin und wieder lud die KPÖ zu wunderbaren "Bunten Abenden" ein, durch welche die damals bekannten Conferenciers wie Max Lustig, Else Rambauser oder Richard Eybner führten und in denen häufig Ensembles der Rotarmisten atemberaubende und zugleich artistische Tanzvorführungen zeigten oder der Chorleiter Sergei Jaroff mit seinen Don Kosaken herrliche und mitreißende aber auch zu Herzen gehende melancholische Gesänge zum besten gab. Es gab auch Spiele, Feste und Ferienlager, die gerne besucht und benutzt wurden. Eine Abteilung der Jungkommunisten war die "Junge Garde". Diese trug Uniformen mit blauen Leinenhemden und entsprechendem Emblem auf der Brusttasche. Dazu hatte man rote Halstücher umgebunden, von denen zwei Enden durch einen ge-

Österreichischer Auslandsdienst auf allen fünf Kontinenten vertreten

 Andreas MAISLINGER

Statt nach Allentsteig ans andere Ende der Welt: Erstmals arbeiten österreichische Gedenkdienstler in Australien.

Wien / Melbourne – Seit Beginn dieses Jahres leisten junge Österreicher Gedenkdienst in Melbourne (Australien): Wolfgang Frühwirt und Florian Lipok waren von Januar bis Juni am *Jewish Museum of Australia* beschäftigt, seit Juli arbeitet dort Stefan Porcio. Matthias Gerstgrasser hat seinen Gedenkdienst Anfang Februar am *Jewish Holocaust Centre* begonnen. Damit ist der Österreichische Auslandsdienst als größte Trägerorganisation erstmals auf allen fünf Kontinenten vertreten. Während die Aktivitäten seit der Gründung des Gedenkdienstes vor allem auf Partnerorganisationen in Europa und Nordamerika konzentriert waren, kam in der jüngeren Vergangenheit mit dem *Zentrum für jüdische Studien Schanghai* (China) eine historisch wichtige Einsatzstelle in Asien hinzu. Die von den Gedenkdienstlern in Eigeninitiative geschaffene Kooperation mit zwei australischen Organisationen markiert nun einen weiteren Meilenstein in der Entwicklung des Gedenkdienstes – in Australien leben, auf die Einwohnerzahl gerechnet, nach Israel die meisten Holocaust-Überlebenden weltweit.

„Dass nunmehr österreichische Gedenkdienstler auch in Australien arbeiten, ist angesichts der Wichtigkeit dieses Kontinents als Zufluchtsstätte für vom NS-Regime verfolgte Menschen ein bedeutendes Symbol. Neben einer Ausweitung unseres Engagements in Australien ist in Zukunft auch eine Entsendung von Gedenkdienstlern nach Neuseeland geplant“, kommentiert Matthias Gerstgrasser, Koordinator des Österreichischen Auslandsdienstes für Australien und Neuseeland, den Auftakt des Gedenkdienstes in Down Under.

Der Österreichische Auslandsdienst wurde 1992 von Dr. Andreas Maislinger gegründet und bietet jungen Österreichern die Möglichkeit, einen Zivildienst an Einsatzstellen in über 30 Ländern weltweit zu leisten. ■

Rückfragen:

Matthias Gerstgrasser, Koordinator Australasien, gerstgrasser@auslandsdienst.at, +43 (0) 699 10 88 85 45

Links:

Jewish Jewish Holocaust Centre: www.jhc.org.

au; Museum of Australia: www.jewishmuseum.com.au; Österreichischer Gedenkdienst: www.gedenkdienst.org; Österreichischer Auslandsdienst: www.auslandsdienst.at;

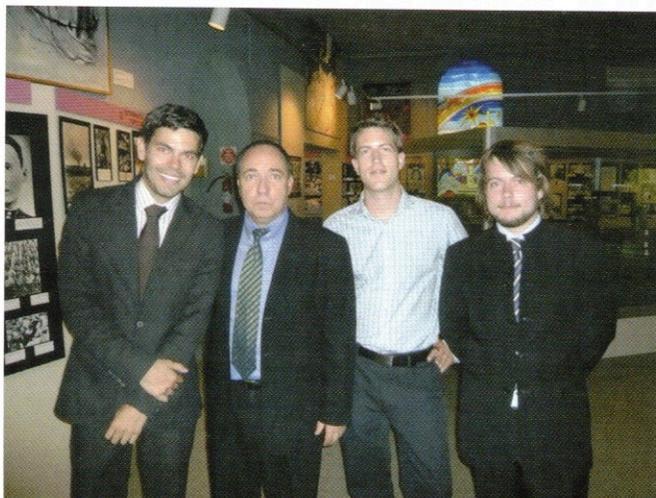
Österreichischer Gedenkdienst – Austrian Holocaust Memorial Service

Vorsitzender Dr. Andreas Maislinger | maislinger@hrb.at

A-6020 Innsbruck, Hutterweg 6 | Tel: +43-664-1008361



Florian Lipok, Matthias Gerstgrasser und Wolfgang Frühwirt im Jewish Museum of Australia (v.l.n.r) Quelle: Peter Haskin, Australian Jewish News



Der israelische Botschafter in Australien (Yuval Rotem, 2.v.l.) trifft die österreichischen Gedenkdienstler in Melbourne: Wolfgang Frühwirt, Botschafter Yuval Rotem, Florian Lipok, Matthias Gerstgrasser (v.l.n.r) Quelle: Peter Haskin, Australian Jewish News

**„Euer armer, unglücklicher, vollständig gebrochener alter Albert Kende“
Die „Arisierung“ des Kunstauktionshauses Kärntnerstraße 4 in Wien**

 Gabriele ANDERL

Seine „Verlässlichkeit, Eignung und persönliche Vertrauenswürdigkeit“ stehe „außer Zweifel“ und angesichts seiner Geschäftsgebarung erfreue er sich eines guten Rufes. Dieses Zeugnis stellte das Bundesministerium für Handel und Verkehr 1926 Albert Kende aus – einem der führenden Wiener Kunsthändler und Auktionatoren in der Zeit von der Jahrhundertwende bis 1938. Nach dem „Anschluss“ Österreichs stand Kende, nun als Jude verfolgt, vor den Ruinen seiner Existenz. Er wurde nicht nur seines Unternehmens beraubt, sondern schließlich auch seines Lebens.

Albert Kende wurde am 20. Februar 1872 in Klausenburg in Siebenbürgen (heute Cluj, Rumänien) geboren. Die Stadt hatte ursprünglich zu Österreich-Ungarn gehört und war nach dem Ersten Weltkrieg an Rumänien gefallen. Kende war zunächst ungarischer Staatsbürger, erwarb aber 1921 die österreichische Staatsbürgerschaft.

Seine geschäftlichen Aktivitäten in Wien lassen sich bis in das ausgehende 19. Jahrhundert zurückverfolgen. Auktionskataloge aus den Jahren ab 1895 belegen, dass er bereits in dieser Zeit mit der Versteigerung hochkarätiger Kunst- und Kulturgüter befasst war. In seinen Auktionen wurden nicht nur Werke der bildenden Künste angeboten, sondern etwa auch Handschriften und Urkunden. Vor allem in der Zwischenkriegszeit kamen angesichts der angespannten Wirtschaftslage oft komplette Nachlässe und Sammlungen unter den Hammer. Nicht selten stammten sie aus dem Eigentum von Adeligen. So wurden 1931 Objekte „aus hocharistokratischem Besitz“ versteigert, 1932 wurde die „Sammlung Palais Schwarzenberg“ angeboten, 1934 folgten Objekte „aus dem Besitz eines hervorragenden Wiener Sammlers“, der nicht namentlich genannt wurde, 1935 wurde die Sammlung der Königin Olga von Württemberg versteigert. Immer wieder waren auch Bestände aus anderen Kunst- und Antiquitätenhandlungen in den Auktionskatalogen zu finden, so 1933 Antiquitäten und Gemälde der Firma Pollak & Winternitz oder 1936 Bestände des Antiquitätengeschäfts A. Satori, wobei im selben Jahr auch noch die Privatsammlung von L. und A. Satori unter den Hammer kam.

Immer wieder gab es auch Hausversteigerungen, bei denen gesamte Wohnungsinventare an Ort und Stelle zur Auktion gelangten. „Freiwillige Versteigerung einer Wohnungseinrichtung“ lautete dann die Ankündigung im Katalog. So fand etwa in der Berggasse

19, wo Sigmund Freud lebte und arbeitete, eine solche von Kende durchgeführte Hausversteigerung statt: Am 22. Jänner 1926 wurde in der Wohnung Nr. 9 die Sammlung von Prof. Dr. Isidor Singer versteigert. Eineinhalb Monate vor dem „Anschluss“ fand an vier aufeinander folgenden Tagen eine weitere große Hausauktion statt, diesmal am Schwarzenbergplatz 6/3/1 im 3. Bezirk. Angekündigt wurde diese „150. Kunstauktion“ unter dem Titel „Kunstsammlung und vornehme Wohnungseinrichtung aus ungarischem Adelsbesitz“. Sie stammte, so weiß man, von der Baronin Clara Hadvany.

Albert Kende übte seine geschäftliche Tätigkeit an verschiedenen Standorten in der Wiener Innenstadt aus, ehe er sich unter der Adresse Kärntnerstraße 4 endgültig etablierte. Für die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg lässt sich zunächst der Betriebsort Spiegelgasse 8 nachweisen, wo Kende damals wohnte. Ab 1909 wurden die Geschäfte während der Sommermonate auch über eine Dependence in der Tschechoslowakei – im „Haus Fischer“ am Karlsbader Schlossplatz – abgewickelt. Kendes Unternehmen befasste sich damals laut Gewerbeberechtigung mit dem Ein- und Verkauf von Ölgemälden alter und moderner Meister, von Miniaturen, Antiquitäten und Kunstgegenständen, und es führte, wie erwähnt, schon damals Kunstauktionen durch. 1911 wurde der Betriebsort in die Rotenturmstraße 9, dritter Stock, verlegt. In diesem Gebäude, in dem Albert Kende schließlich bis nach dem „Anschluss“ wohnte, befand sich auch das bekannte Kunstauktionshaus seines Bruders Samuel Kende. Albert Kende verlegte den Betriebsstandort noch mehrmals: 1912 in die Spiegelgasse 15 und 1918 in Palais Wilczek, Herrngasse 5, wobei sich der Auktionssaal schon damals in der Kärntnerstraße 4 befand. In der Zwischenkriegszeit besaß Kende phasenweise auch eine Konzession für den Verlags-, Sortiments- und Antiquariatsbuchhandel, weil gemäß seinen eigenen Angaben der Kunsthandel allein die Spesen nicht mehr deckte. Im April 1931 schließlich verlegte Albert Kende den Standort seiner Kunsthandlung endgültig in die Kärntnerstraße 4, also in unmittelbare Nähe des Stephansplatzes.

Über die persönlichen Verhältnisse von Albert Kende vor dem „Anschluss“ ist wenig bekannt. Er war verheiratet mit Alexandr(i)a Kende, 1938 aber bereits verwitwet. Die Ehe scheint kinderlos geblieben zu sein. Einer 1928 in der *Neuen Freien*

Die Daten, die sich zu Nagler und Gruber eruieren lassen, sind dürftig. Josef Karl Gruber wurde am 26. Juli 1889 in Linz geboren. Er war zwar seit Anfang der 1930er Jahre als Kaufmann in Wien tätig, allerdings keineswegs im Bereich des Kunsthandels. Vielmehr besaß er Gewerbeberechtigungen für den Gemischtwarenhandel im Großen und für eine Kaffeerösterei am Standort Wien 3., Magazingasse 3. Wohnhaft war er im 18. Bezirk in Wien. Nach dem „Anschluss“ scheint plötzlich eine Wohnadresse in einem vornehmen Villenviertel in Baden bei Wien auf – die Weilburgstraße 19.

Nach der Rücklegung der entsprechenden Gewerbe 1942 – die genauen Umstände sind nicht bekannt – schien Gruber im Wiener Geschäftsleben zunächst nicht mehr auf. Erst 1949 – er wohnte nun wieder im 3. Bezirk – wurde ihm ein Gewerbebeschein für den Großhandel mit Nahrungsmitteln ausgestellt. Zuletzt, bis 1951, war er Gesellschafter der Firma „Farina“. Großhandel mit Nahrungs- und Genussmitteln Jančikovic & Co.“ Er starb am 13. Juli 1956.

Ferdinand Nagler wurde am 11. August 1898 in Wien geboren. Geschäftliche Aktivitäten vor 1938 konnten aufgrund der verfügbaren Akten nicht eruiert werden. In Nachkriegsdokumenten wird er einmal als „Kunsthistoriker“ bezeichnet. Obwohl offenbar Neuling in der Branche, war Naglers Einstieg in das Kunsthandelsgeschäft während der NS-Zeit von nachhaltigem Erfolg gekrönt. Während des Krieges spielte das „Kunst- und Auktionshaus Kärntnerstraße“ eine gewichtige Rolle in der Kunsthandelsszene, vor allem auch als Umschlagplatz für entzogene Kunst- und Kulturgüter.

Genauere Erkenntnisse über den Umfang dieser Aktivitäten liegen bislang nicht vor. Bekannt ist, dass ein Teil der Sammlung Ferdinand Bloch-Bauer – noch unter dem Inhaber Josef Gruber – hier versteigert worden ist. Unter anderem kamen zwischen dem 23. und dem 25. Juni 1941 mehr als 400 Objekte der kostbaren Porzellansammlung unter den Hammer. Auch die Silbersammlung von Ernst Egger wurde hier versteigert. Im Rahmen eines Projekts der Kommission für Provenienzforschung, dem Dorotheum und der Anlaufstelle der Israelitischen Kultusgemeinde in Wien unter Leitung von Leonhard Weidinger („Digitalisierung der Wiener Auktionskataloge aus der NS-Zeit“) sollen nun auch die Auktionskataloge des Auktionshauses Kärntnerstraße elektronisch erfasst werden.

Nicht nur über die „Ariseure“ – auch über Albert Kendes letzte Jahre in Wien wissen wir wenig. Den verfügbaren Akten ist zu entnehmen, dass er nach 1938 seinen Wohnsitz von der Rotenturmstraße in den zweiten Bezirk verlegen musste. Er zog zu seiner Schwester Irma Zeller in die Weintraubengasse 30. Dem dünnen Akt der Finanzlandesdirektion im Österreichischen Staatsarchiv liegt eines der wenigen bisher aufgefundenen persönlichen Dokumente von Albert Kende bei – sein Mitte März 1941 verfasstes Testament. Er hat es in der Phase der so genannten Frühjahrsdeportationen aus Wien

aufgesetzt. Es zeigt in erschütternder Weise die Verzweiflung eines durch die politischen Umstände völlig gebrochenen Mannes und soll hier in ungekürzter Fassung wiedergegeben werden.

„Wien, am 15. März 1941. Mein letzter Wille!
Bei vollem Bewusstsein, frei von jedem Zwange und unbeeinflusst, bestimme ich für den Fall meines Ablebens in Wien oder auswärts Folgendes:

1) Mein bescheidener Nachlass soll nach meinem Tode bestmöglichst verkauft werden.

2) Erben meines ganzen Nachlasses, resp. des Erlöses aus diesem, sind meine I. [liebe, Anm. Verf.] Schwester Irma von Zeller und ihr Gatte Guido von Zeller, wohnhaft: Wien, VI., Köstlergasse 16.

3) Aus diesem Erlös sind folgende drei Legate bar auszubezahlen: a) RM 200.-, an meine I. Schwester Helene Hlavaček, Baden b. Wien, Weisselgasse Nr. 16, oder an deren Tochter Lilly Hlavaček, Baden b. Wien. b) RM 400.- an Frau Franziska Weiss, II., Weintraubengasse 30, T. 19. c) RM 400.- an Fr. Vally Hanke, Wien, XVI., Effingergasse 20. Diese drei Legate gelten natürlich nur nach Maßgabe des vorhandenen Geldes für die verkauften Sachen.

4) Die Kosten meiner sehr einfachen Beerdigung sind aus dem Erlös zu tragen.

5) Sollte ich aus Wien fortmüssen, dann soll der Betrag von RM 200.- an meine I. Schwester Helene Hlavaček oder deren Tochter gleich nach meiner Abreise bar ausbezahlt werden. Natürlich haben diese beiden dann nach meinem Ableben keinerlei Ansprüche mehr an meine Verlassenschaft.

6) Ich bestimme ausdrücklich, dass außer den hier unter 2 – 4 angeführten Personen niemand anderer aus dem Erlös meiner Sachen auch nur eine Mark erhalten darf, da keine andere Personen einen Anspruch darauf hat.

7) Ich hinterlasse keine Schulden.

8) Ich wünsche den Herzstich.

Die Beisetzung meiner Leiche oder m. Urne soll an der Seite meiner sel. Frau am Zentral-Friedhof, IV. Tor, erfolgen.

Sollte in meinem ehemaligen Geschäft irgendeine Veränderung zu meinen Gunsten eintreten, dann bitte ich meinen I. Schwager Guido, sich dieser Sachen anzunehmen und diese durchzuführen.

Ich bitte von meinem Ableben auch einige Bekannte zu verständigen, i. b. Dr. Haydn, Dir. Pollak, Fr. Kulmann, Herrn Pelzl, Fr. Hanke, Janaczek, Pamer, Kehldorfer etc.

Meiner I. Schwester Irma v. Zeller und ihrem I. Gatten Guido v. Zeller danke ich für alle ihre Güte, Hilfe und Mühe nachträglich herzlichst. Allen meinen I. Verwandten und Bekannten, insbesondere meiner I. Schwester Helene, ihrer Tochter Lilly, m. Schwager Theodor, den Schwestern Hanke, Frau Weiss, Kühne's etc. rufe ich mit Dank für alles ein letztes Lebewohl zu!

Ich hoffe, dass Ihr meine sel. Gattin Alexandria u. mich in guter Erinnerung bewahren werdet. Leget ab u. zu einige Blumen auf unser Grab. Meine I. Schwester Irma u. ihren Gatten Guido küsse und grüße ich zum letzten Male allerherzlichst. Der liebe Gott segne und beschütze Euch alle und gebe Euch in Frieden noch viele Jahre Gesundheit, Glück, Freude und Zufriedenheit! Lebet wohl, meine Lieben! Gott mit Euch!
Euer armer, unglücklicher, vollständig gebrochener

mehr in Wien, sondern in Mödling ansässig. Er starb am 2. Juli 1980 im niederösterreichischen Edlitz.¹ 1967 war Nagler im Zuge eines bei den deutschen Wiedergutmachungsbehörden in Berlin anhängigen Verfahrens zur „Arisierung“ des Kunstauktionshauses Kärntnerstraße befragt worden. Er hatte wortreich und mit demonstrativer Bereitwilligkeit Auskunft erteilt. Wie viele andere belastete Kunsthändler argumentiert er, es habe primär das vormalige „Altreich“ von den „Arisierungen“ und Entziehungen im Kunstbereich profitiert – womit er indirekt jegliche Schuld von sich wies. Seine Ausführungen waren zwar insoweit zutreffend, als im Zuge des so genannten „Führervorbehalts“ und der Zwangsablieferungen von Edelmetallen und Juwelen beträchtliche Werte ins „Altreich“ abgeflossen waren, doch hatten gleichzeitig die in der NS-Zeit in Österreich tätigen Händler in kaum vorstellbarem Ausmaß von der „Arisierung“ von Sammlungen und der Enteignung und Auflösung von Kunsthandlungen aus jüdischem Eigentum profitiert. Dies alles blendete Nagler vollständig aus:

„Ich bin Inhaber des Kunstauktionshauses ‚Kärntnerstraße‘ und seit vielen Jahren ein in Österreich anerkannter Fachmann auf dem Gebiet der Kunst und des Kunstgewerbes. Ich bin, da ich auch in der Zeit von 1938 bis 1945 Inhaber dieses Auktionshauses Kärntnerstraße war, auch in der Lage, über die seinerzeitigen Anordnungen der nationalsozialistischen Behörden, insbesondere der Gestapo, genaue Auskunft zu geben. In diesem Sinne ist auch meine eidesstattliche Erklärung vom 2. April 1964 erfolgt und sie ist auch in diesem Sinne auszulegen. Ich habe in dieser Erklärung ausdrücklich darauf hingewiesen, dass mir die Anordnungen der nationalsozialistischen Behörden und die daraus hervorgegangenen Gepflogenheiten bestens bekannt sind. In Kenntnis dieser Anordnungen und Gepflogenheiten mussten sämtliche hochwertigen Güter, insbesondere Gold-, Silber- und Schmucksachen sowie Kulturgüter und Sachen von musealem Wert ‚ins Altreich‘ verbracht werden. In diesem Zusammenhang stelle ich fest, dass die Anordnungen bestanden haben und vor allem die aus diesen Anordnungen hervorgegangenen in Wien praktizierten Gepflogenheiten (...) Ich war nicht nur über die Anordnungen unterrichtet, ich vermutete nicht, dass die wertvollsten Gegenstände nach Berlin gelangt sind, sondern ich weiß aus eigener Kenntnis, dass diese Gegenstände (...) ins ‚Altreich‘ gelangen mussten (...).“²

Verwendete Archivquellen:

Wirtschaftskammer Österreich (Wien), Archiv, Ferdinand Nagler
 Österreichisches Staatsarchiv / Archiv der Republik (ÖStA / AdR): 06, Vermögensverkehrsstelle (VVST), Vermögensanmeldung Albert Kende.
 ÖStA / AdR, Finanzlandesdirektion (FLD), FLD-Akt Albert Kende; Transportakt 31 / 589 vom 14.7.1942, Kt. 76.
 Magistrat der Stadt Wien, Zentralgewerberegister (Altes Rathaus), Karteiblätter zu Josef Karl Gruber, Ferdinand Nagler und Adolf Deutsch.
 Wiener Stadt- und Landesarchiv (WStLA), VEAV WStLA, M. Abt. 119, A 25 (öffentliche Verwalter), R

1510, Nagler vorm. Kende.

Literatur und Online-Recherchen:

Sophie Lillie, Was einmal war. Handbuch der enteigneten Kunstsammlungen Wiens, Wien 2003, S. 204;
 Tina Walzer / Stephan Templ, Unser Wien. „Arisierung“ auf österreichisch, Berlin 2001, S. 173 f.
 Homepage des Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstandes (DÖW) (www.doew.at): Namentliche Erfassung der österreichischen Holocaustopfer: Albert Kende, Josef Kende;
 Nicht mehr anonym: Gestapokartei (Guido Zeller von Zellhain); Volltextsuche: Stichwort: Josef Kende.
 Datenbank des Zentralinstituts für Kunstgeschichte München (<http://www.zikg.eu>)

Mein besonderer Dank gilt Kurt Hientz (Zentralgewerberegister), Christian Kucsera (Österreichisches Staatsarchiv), Dr. Gerhard Ungar (DÖW) und Mag. Eckstein (Matrikenamt der Israelitischen Kultusgemeinde Wien) sowie Frau Mag. Tezzele (Archiv der Wirtschaftskammer Wien). ■

1 Für die Ermittlung des Sterbedatums danke ich dem Meldeamt der Gemeinde Mödling.

2 Landesarchiv Berlin, Archiv für Wiedergutmachung, Auskunft des Ferdinand Nagler, 26.5.1967, AfW, Bd. 28, S. 746-747.

LINNERTH

Exklusive Herrenmode

wünscht allen Kunden, Freunden und Bekannten ein schönes und friedvolles Chanukafest!
 Am Lugeck 1-2
 1010 Wien

Tel.: +43 1 513 83 18,
 Fax: +43 1 513 83 18-10
 office@linnerth.com, www.linnerth.com

stross
 qualitäts-sofortreinigung



familie stross
 wünscht allen kunden,
 freunden und bekannten
 ein friedliches
 chanukka-fest!

chische Küche – Marion schilderte die Zubereitung von Schwammerlsauce mit Semmelknödel. Mit schöner Altstimme sang sie uns dann das Eingangsgebet „Wie lieblich sind deine Wohnungen“ (Psalm 84, 2), nach der Melodie ihres Großvaters – er hatte sie in den Ritus seiner Synagoge in Boston übernommen. Emil Rabinowitsch, als Knabe selbst noch Sänger im St. Pöltener Kinderchor seines Vaters, hatte Zeit seines langen Lebens – er wurde 96 Jahre alt – eine Ansichtskarte der Synagoge auf seiner Kommode stehen. Zu meiner großen Freude überreichten mir Marion und die „boys“ eine schön gerahmte Kopie dieser Karte – sie ziert nun den Vorraum des Instituts. Die ehemalige Synagoge St. Pölten ist zwar glücklicher Weise erhalten und schön renoviert, doch ist sie ohne ihren einstigen Inhalt des Gebets und der Gemeinschaft nur noch eine Hülle. Sie lebt von den Erinnerungen der Überlebenden und dem Gedenken an eine vitale und liebenswerte Gemeinde. Ich hoffe, dass die Ausstellung zahlreiche Besucher findet und als erstes Angebot eines zukünftigen „Lernorts“ insbesondere für Schülerinnen und Schüler dienen wird. ■

Die Ausstellung ist Montag bis Freitag, 9.00 bis 13.30 und nach Voranmeldung auch nachmittags zu sehen, für Gruppen auf Anfrage auch am Wochenende. Tel: 02742 77 171-11; office@injoest.ac.at; bitte bei Lederergasse 12 läuten.

Ein friedliches Chanukka-Fest wünscht



Desider Friedmannplatz 1/21a, 1010 Wien
Aliyahaustria@jafi.org
Telefon 01 / 533 9116, Fax 01 / 533 9117



wünscht allen LeserInnen des
DAVID und allen FreundInnen des
Sigmund Freud Museums
ein schönes Chanukkafest!

M Sandberg
dresscode for men



Am Lugeck 1-2 ★ A -1010 Wien
T. + 43 .1. 512 58 88 F. Dw 4

info@m-sandberg.com
www.m-sandberg.com

Beitrag zur Erkenntnis der jüdischen Sozialgeschichte des 19. Jahrhunderts liefert der nun erschienene Band „Die unterfränkischen Judenmatrikeln von 1817“, den das Stadtarchiv Würzburg herausgegeben hat. Auf knapp 200 Seiten finden sich die transkribierten Listen der Landgerichte von Alzenau bis Zeil, alter und neuer Name, Erwerbszweig, Stand, Alter, Vermögen sowie das Ausstellungsjahr des Schutzbriefes. Diesen doch eher regionalgeschichtlich relevanten Daten wurde eine 79-seitige Einführung vorangestellt, die mit einem weit über die Region, ja weit über Bayern hinaus reichenden Interesse rechnen darf. Dirk Rosenstock, eigentlich Vor- und Frühgeschichtler, umreißt zunächst allgemein die Namensproblematik, zeichnet dann die Voraussetzungen und Vorgeschichte des bayerischen Judenediktes von 1813 nach, um schließlich die Umsetzung des Matrikelparagraphen ab Ende 1816 zu beschreiben. Auf die Überlieferungsgeschichte (Abgabe 1943/45 an das Würzburger Staatsarchiv) folgt ein zusammenfassendes Kapitel zur jüdischen Namenskunde.

Bereits 1781/82 hatte Kaiser Joseph II. für seine österreichischen Erblände das „Allgemeine Toleranz-Edikt“ erlassen, 1787 folgte der Nachtrag, jeder Jude solle „seinen eigenen beständigen Geschlechtsnamen in deutscher Sprache“ führen. In Russland galt Ähnliches ab Ende 1804, in Frankreich und dem Königreich Westphalen ab 1808. Die Königreiche Württemberg und Hannover folgten 1828, am Ende dieser Entwicklung standen Sachsen, Nassau und das Herzogtum Oldenburg (1834, 1841 und 1852). In Bayern, ab 1806 Königreich, ab 1814/15 um die fränkischen Gebiete und damit um eine ein in Altbayern so gut wie nicht existierende jüdische Bevölkerung erweitert, erfolgte der Erlass eines Ediktes 1813.

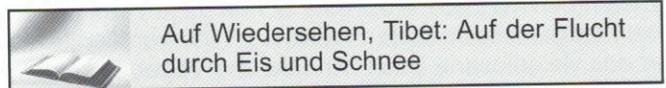
Vorangegangen waren 1812 Überlegungen zur Namensneuregelung im Großherzogtum Franken, die jedoch nicht in die Tat umgesetzt wurden. Galt bisher die Bestimmung, die Niederlassung durch den Kauf eines Schutzbriefes zu ermöglichen, sollte nun an dessen Stelle ein Matrikel treten; allerdings diente auch dieses dazu, unerwünschte Personen an der Niederlassung zu hindern. In Bayern hatte das zur Folge, dass die Zahl der Juden nicht nur stagnierte, sondern – vor allem durch Auswanderung – sogar sank.

Ziel des „Edikts über die Verhältnisse der jüdischen Glaubensgenossen im Königreich Bayern“ war die Einbindung der Juden in den Staat Bayern. Die vorgeschriebene Annahme bürgerlicher Familiennamen durch die Juden stand „im Zusammenhang mit der allgemeinen Judenemanzipation und der damit einhergehenden Neuregelung des Verhältnisses zwischen den sich reformierenden Staaten und der in vormodernen Zuständen verharrenden Judenschaft“, so Rosenstock. Voraussetzung für die individuelle Erfassung des einzelnen Bürgers war seine eindeutige namensmäßige Zuordnung. An die Stelle des bisher verwendeten Vornamens, dem jener des Vaters oder des Ehemanns beigelegt wurde, traten nun Vor- und Nachnamen. Damit sollten Verwechslungen ausgeschlossen werden. Beide, alter und neuer Name, sind auf den Erfassungsbögen festgehalten, die damit gewissermaßen zum Scharnier zwischen zwei Epochen, und damit zu einer zentralen Quelle genealogischer Forschung werden. Gemeinsam mit den bereits publizierten Unterlagen aus dem Staatsarchiv Nürnberg (Die Judenmatrikel 1813-1861 für Mittelfranken, 2003) und den derzeit von der Gesellschaft für fränkische Familienforschung ausgewerteten oberfränkischen Beständen im Staatsarchiv Bamberg wird sich künftig noch deutlicher abzeichnen, wie groß die

regionalen Unterschiede jüdischer Namen gewesen sind. Führen in Unterfranken die Namen Strauß, Stern, Frank, Schloß, Kahn und Adler die Häufigkeitsliste an, so sind dies in Mittelfranken Gut(h)mann, Cohn/Kohn, Uhlmann, Meyer (mit Varianten) sowie Rosenfeld(er). Zu beachten bleibt allerdings, dass beileibe nicht alle Familien erfasst wurden, vor allem wenn sie keinen Schutzbrief vorweisen konnten. Als Beispiel führt Rosenstock Abraham Kissinger aus dem unterfränkischen Weinort Rödelsee an, den ältesten bekannten Vorfahren des früheren amerikanischen Außenministers Henry Kissinger.

Die Matrikeln zählen, wie eingangs erwähnt, nicht allein die jüdische Bevölkerung eines Kreises und späteren Regierungsbezirks auf, sondern geben mit den Nachweisen über deren „Nahrungserwerb“ Auskunft über gesellschaftliche und wirtschaftliche Zusammenhänge in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Damit wird diese Publikation auch zu einer unverzichtbaren Quelle volkskundlicher Forschung in Europa.

Josef Kern



Maria Blumencron: „Auf Wiedersehen Tibet – Auf der Flucht durch Eis und Schnee“

Köln: DuMont 2008.

280 Seiten, Euro 19,90.-

ISBN 978-3-8321-8058-4

„Jedes Kind das Tibet verlässt, ist Hoffnungsträger einer vom Untergang bedrohten Kultur“.

Das Buch Blumencrons „Auf Wiedersehen Tibet“ knüpft an seinen Vorgänger „Flucht über den Himalaya“ (2000) an, welches sechs tibetische Kinder auf ihrer Flucht ins Exil begleitete. Ebenso wie in ihrem Erstlingswerk beschreibt sie in ihrem neuen Buch anhand von Einzelschicksalen die Wagnisse von jungen Tibetern, sich auf die gefährliche Flucht über verschneite 6000er-Pässe aus dem besetzten Tibet ins nordindische Exil nach Dharamsala zum Sitz des Dalai Lama zu begeben. Beide Bücher sind dramaturgisch miteinander verbunden. Die durch ihre erfolgreichen Bücher und Fernsehsendungen bekannte Filmemacherin und Autorin Blumencron engagiert sich bereits seit mehr als 10 Jahren für tibetische Kinder und deren Familien. In „Auf Wiedersehen, Tibet“ schildert sie die erschütternde Geschichte des Fluchthelfers Kelsang Jigme, welcher unter Einsatz seines Lebens seine Freunde über den Himalaya-Pass nach Indien führt. Als Maria Blumencron und ihr Team im März 2007 am fast 6000 Meter hohen Nangpa-Grenzpass angelangen, treffen sie zufällig auf eine Flüchtlingsgruppe, bestehend aus 5 Jungs im Alter zwischen 13 und 18 Jahren, auf ihrem Weg ins Exil. Ein Junge ist bereits dem Tod nahe, nun beginnt für das Team ein Wettlauf mit der Zeit...

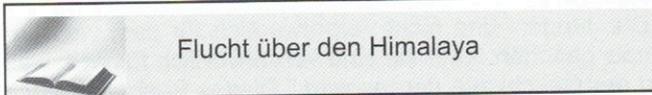
Auch mit ihrem Buch hat es Maria Blumencron geschafft, den Leser zu fesseln und auf das erschütternde Schicksal der unterdrückten Tibeter hinzuweisen. Dem Leser bzw. der Leserin in wird auch mehr als real vor Augen geführt, mit welchen Gefahren eine Flucht aus Tibet über die verschneiten Himalaya-Pässe verbunden ist. Seit der chinesischen Besetzung Tibets vor einem halben Jahrhundert schicken jedes Jahr Eltern ihre Kinder außer Landes nach Nepal, um ihnen im Exil Zugang zu Bildung und den Erhalt der tibetischen Tradition zu ermöglichen.

Lydia Ladurner

Tanz, einfach Freude prägten und prägen chassidische Gottesdienste und widerspiegeln den Grundsatz, wonach man Gott mit Freude zu dienen habe. Ausführlich, aber unter Zuhilfenahme von mitunter widersprüchlichen Definitionen schildert der international renommierte Oberkantor die Entstehung und Bedeutung des Niggun im Chassidismus, ein wortloser Gesang des Rabbiners oder einer Gruppe von Gläubigen.

Nach dieser fundierten Einführung und Analyse der zentralen Merkmale chassidischen Glaubens behandelt Barzilai zahlreiche interessante Punkte wie das Verhältnis von Kabbala und Musik, den musikalischen Ausdruck in verschiedenen chassidischen Strömungen oder die Rolle von Komponisten und Sängern im Chassidismus. Dieser zweite Teil wirkt jedoch etwas unstrukturiert und verlangt vom Leser viel Aufmerksamkeit, um sich nicht in der Datenfülle zu verlieren. Interviews mit Rabbinern in Wien und Israel sowie ein Anhang mit Porträts und genaueren Angaben zu chassidischen Führern runden das Buch ab. Insgesamt gelingt es Barzilai, einen sehr lesenswerten Überblick über die Entstehung, Ideen und bleibenden Auswirkungen des Chassidismus in Europa zu geben.

Alfred Gerstl



Maria Blumencron: Flucht über den Himalaya – Tibets Kinder auf dem Weg ins Exil
München: Piper 2005.
302 Seiten, Euro 9,95,-
ISBN 978 – 3 – 492 – 24421 – 3

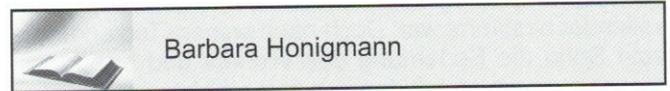
Im vorliegenden Buch schildert die vielfach mit Preisen ausgezeichnete Autorin und Filmemacherin Maria Blumencron wiederum das Schicksal tibetischer Kinder, welche sich in der Hoffnung auf eine bessere Zukunft auf die Flucht vor den chinesischen Behörden über den gefährlichen Himalaya-Pass ins nordindische Exil begeben. Die Geschichte der 6 Hauptpersonen und ihrer Begleiter steht beispielhaft für das Schicksal tausender junger Menschen im heutigen besetzten Tibet. Diesmal hat Maria Blumencron sechs Kinder im Alter zwischen sechs und zehn Jahren auf ihrem strapaziösen Fluchtweg begleitet und erläutert, welche Schwierigkeiten diese dabei überwinden müssen. Little Pema, Chime, Dolkar, Dhondup, Tamding und Lakhpa sind schlecht ausgerüstet und können manchmal kaum noch weiter, kämpfen mit dem Schnee, Hunger und Müdigkeit. Immer wieder bleiben Kinder im ewigen Eis zurück, gestorben an Erschöpfung und Kälte- doch in diesem Buch geht diesmal alles gut. In einer schier ergreifenden und teils fast schon dramatischen Weise schildert Maria Blumencron die im April 2000 erfolgte Flucht. Die beschriebenen Eindrücke über das Land Tibet, unterlegt mit Bildern, sowie die spannende Erzählweise fesseln und regen den Leser des Buches zum Denken an. Die Autorin versteht dieses traurige Schicksal sowohl aus deren Sicht wie auch aus der Sicht der Guides zu schildern. Das Buch nährt die Hoffnung, dass dieses Buch möglichst vielen Menschen die Probleme des leidgeprüften tibetischen Volkes näherbringt. Über die Autorin:

Maria Blumencron, geboren 1965 in Wien, unternahm bereits als Jugendliche Reisen nach Indien und Nepal/Himalaya. Nach Absolvierung der Schauspielschule am Konservatorium der Stadt Wien folgten zahlreiche Engagement an österreichischen und deutschen Bühnen,

sowie TV. Arbeitet seit Abschluss der Drehbuchwerkstatt München (HFF München) als freie Hörfunk-, Fernseh- und Romanautorin.

Maria Blumencron wurde für ihren ZDF-Film „Flucht über den Himalaya“ mit zahlreichen deutschen und internationalen Preisen ausgezeichnet. Die Begegnung mit den Kindern im Himalaya hat ihr Leben verändert. In Dharamsala hat sie mittlerweile selbst eine große tibetische „Seelenfamilie“ gefunden. 2007 gründete sie den Verein Shelter 108 e.V., der sich hilfebedürftigen Menschen in aller Welt widmet.

Lydia Ladurner

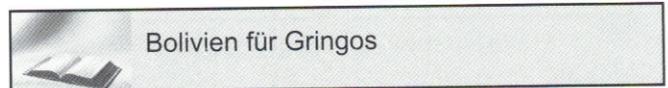


Petra S. Fiero: Zwischen Enthüllen und Verstecken. Eine Analyse von Barbara Honigmanns Prosawerk. Tübingen: Niemeyer Verlag 2008. 219 Seiten, Euro 62,00.-
ISBN 978-3-484-65169-2

Die aus der DDR stammende Theaterwissenschaftlerin, Dramaturgin und heutige Schriftstellerin Barbara Honigmann, die seit 1984 in Strassburg lebt, hat in zahlreichen preisgekrönten Büchern die Geschichte ihrer Eltern und ihres eigenen Lebens beschrieben. Ihr Vater, der Journalist Georg Honigmann, kehrte aus dem englischen Exil nach Ostberlin zurück, wo er Chefredakteur der "Berliner Zeitung" wurde. Ihre Mutter, die Wienerin Lizzy Kohlmann, war unter anderem mit dem sowjetischen Spion Kim Philby verheiratet und lebte in ihren letzten Jahren in ihrer Geburtsstadt.

Die amerikanische Literaturwissenschaftlerin Petra S. Fiero legte nun eine gediegene Analyse des Werkes vor, das sie in einer Poetologie der Erinnerung verdichtet sieht, und kontextualisiert Barbara Honigmanns Werk innerhalb der jungen jüdischen Literatur. Sie arbeitet auch seine Ausnahmestellung heraus, denn im Gegensatz zu den anderen jungen jüdischen Autoren und Autorinnen Maxim Biller, Esther Dischereit, Gila Lustiger oder Rafael Seligmann, setzt sich Honigmann als religiöse Jüdin in ihrer Literatur und in ihrem Leben auch mit den religiösen Dimensionen des Judentums auseinander.

Evelyn Adunka



Ludwig Popper. Bolivien für Gringos, Exil-Tagebuch eines Wiener Arztes. Hg. v. Lutz Elija Popper.
Oberwart: edition lex liszt 2005.
315 Seiten, zahlreiche Bilder, Euro 25,00.-
ISBN 3-901757-41-4

Ludwig Popper wurde 1904 in Wien geboren, wuchs in Paris und Zürich auf und absolvierte ein Medizinstudium mit anschließender Ausbildung zum Internisten in Wien. Seine 1934 eingereichte Habilitation wurde aus sichtlich antisemitischen Motiven jahrelang liegen gelassen, bis im Juni 1938 sein Ansuchen um Zulassung zur Habilitation mit Hinweis auf seine jüdische Herkunft offen abgelehnt wurde.

Er flüchtete im August 1938 in die Schweiz, erst fast ein Jahr später konnte ihm seine Frau mit den zwei Söhnen folgen. In der Zeit der Trennung schrieb das Ehepaar einander ungefähr 400 Briefe, die fast vollständig er-

smart-it
computerservice
Tel: 01/9907603

smart:it OG
Ungargasse 30
1030 Wien

wünscht allen LeserInnen des DAVID
ein friedliches Chanukkafest!

Happy Chanukka!

ECK KG
IHR INSTALLATEUR
Gymnasiumstraße 32 | 1180 Wien
Tel: (01) 478 28 29, Fax: DW 30
E-mail: office@eck.co.at | Internet: www.eck.co.at

Die Wiener Sozialdemokratinnen und
Sozialdemokraten und ihr Vorsitzender,
Bürgermeister Dr. Michael Häupl, wünschen
allen Leserinnen und Lesern ein schönes und
friedvolles **Chanukka-Fest!**



Koordinierungsausschuss für
christlich-jüdische Zusammenarbeit

Wir wünschen ein fröhliches und lichtvolles
Chanukka-Fest!

Helmut Nausner (Präsident)
Martin Jäggle, Willy Weisz (Vizepräsidenten)
Markus Himmelbauer
(Geschäftsführer)



*Ein friedliches
und schönes Chanukka-Fest*

*allen
Jüdischen Bürgerinnen
und Bürgern
wünscht*

*im Namen der
Bezirksvertretung Hietzing*

*Ihr Bezirksvorsteher
Dipl.-Ing. Heinz Gerstbach*



Die Sozialdemokratie der Kultur- und
Europastadt Graz wünscht den
Leserinnen und Lesern ein friedvolles
Chanukkafest!

Stadtrat Mag. Dr. Wolfgang Riedler
Vorsitzender der SPÖ Graz

will essen.at

JETZT NEU!

Schnell & einfach
Essen online
bestellen!



<http://www.willessen.at>

3 gute Gründe für 3:

3 ist international.

3 hat das größte UMTS-Portfolio.

3 ist Testsieger bei UMTS-Netzabdeckung.

Unser
Vertriebsteam
besucht Sie gerne
persönlich:
0800 30 30 80

Testsieger

- Größte UMTS-Netzabdeckung
- Exzellente Sprachqualität

Unabhängig
geprüft von:

P3 solutions



Business

**Mobiles Arbeiten
war noch nie so einfach: 3Business.**

Überzeugen Sie sich selbst
und vereinbaren Sie einen Termin mit uns.

halten blieben und von ihrem Sohn Lutz Elija Popper in diesem Jahr herausgegeben wurden (Briefe aus einer versinkenden Welt 1938/39, edition lex liszt 12). In dem Briefwechsel sind Ludwig Poppers mühevollen Versuche geschildert, eine Einreisegenehmigung in die USA zu erhalten, denn in der Schweiz durfte er nur befristet bleiben. Daneben erkundete er auch Möglichkeiten zur Auswanderung in mehrere andere Länder, erhielt aber schließlich nur vom bolivianischen Konsulat ein Visum.

Ludwig Popper hat neben dem Briefverkehr auch Aufzeichnungen, in denen er lebenslang für ihn wichtige Ereignisse notierte, hinterlassen. So entstand während seines achtjährigen Aufenthaltes in Bolivien ein Tagebuch, das ursprünglich nur für seine Kinder und zukünftigen Enkelkinder bestimmt war. Doch nach seinem Tod erkannte sein Sohn die Bedeutung des Werkes und beschloss, dieses zusammen mit den von seinem Vater gemachten Fotos zu publizieren. Das Tagebuch beginnt mit der Abreise der Familie aus Europa und der Ankunft im August 1939 in La Paz. Ludwig Popper konnte bereits nach kurzem Aufenthalt in Bolivien eine Stellung als Militärarzt antreten. Für ihn war dies die einzige Möglichkeit, sofort wieder als Arzt arbeiten zu können. Das aber bedeutete für die Familie ein Leben in einer Reihe von Provinzgarnisonen, die eigentlich meist nur aus einer Ansammlung von Hütten bestanden. Ludwig Popper gibt ein anschauliches Bild vom oft beschwerlichen Alltag, sowohl seiner Familie, wie auch der Soldaten der jeweiligen Garnison. Mit feiner Ironie berichtet er diverse skurrile Begebenheiten, auch manchen Dorfskandal. Die wenigen Europäer, die in dieses Gebiet, den Gran Chaco gelangten, waren entweder ebenfalls Militärärzte oder Abenteurer. Auch von diesen weiß Ludwig Popper einige interessante Geschichten zu erzählen.

Genauen Einblick gibt Popper in seine medizinische Arbeit, wobei ihm selbst unter diesen erschwerten Bedingungen gelang, wissenschaftliche Forschung zu betreiben. Schließlich bekam er als erster ausländischer Arzt eine Stelle an der Militärakademie in La Paz. Da er aber die Rückkehr nach Österreich bereits vorher beschlossen hatte, blieb er dort nur kurze Zeit, und im November 1947 kam die Familie, um inzwischen zwei Kinder vergrößert, nach Wien zurück. Bald konnte Ludwig Popper auch hier seine medizinische Laufbahn fortsetzen und wurde später Primar und Universitätsprofessor für Sozialmedizin.

Evelyn Ebrahim Nahooray

Nachrichten aus dem 4. Reich

Gerhard Jelinek: Nachrichten aus dem 4. Reich.
Salzburg: Ecowin Verlag 2008.
216 Seiten, Euro 22,50.-
ISBN 978-3-902404-64-0

Im Februar und März 1988 haben der Wiener Journalist Gerhard Jelinek und sein Kollege Andreas Weber anlässlich der 50. Wiederkehr des „Anschlusses“ Österreichs an Nazideutschland in New York etwa zwei Dutzend Interviews geführt, hauptsächlich mit Menschen jüdischen Glaubens oder jüdischer Abstammung, die in den Jahren 1938 bis 1942 ihr Heimatland Österreich verlassen mussten, um ihr Leben zu retten. Über 60 Stunden Tonmaterial kamen damals zusammen, doch als die beiden Journalisten nach Österreich zurückkehrten, war die innenpolitische Stimmung wegen des Skandals um Kurt Waldheim so aufgeladen, dass nur 3 Portraits gesendet werden konnten. Nun, 70 Jahre nach dem

„Anschluss“ hat Gerhard Jelinek das Material wieder aus der Schublade geholt und mit der Veröffentlichung aller damaligen Interviews den porträtierten, in der Zwischenzeit fast allesamt verstorbenen Menschen Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Es sind wichtige Stimmen aus dem „Vierten Reich“. So hieß das Viertel im Norden von Manhattan damals bei den Emigranten. Gerhard Jelinek erinnert sich noch genau an diese bewegenden Gespräche im Frühjahr 1988, obwohl er in der Zwischenzeit die Bänder fast vergessen hatte: „Die in vielen Gesprächen gehörte und empfundene Großzügigkeit, das Bemühen um Verständnis, wofür es eigentlich keine Erklärung und schon gar keine Entschuldigung gibt, hat uns damals überrascht und beschämt.“ Auch der heutige Leser ist bewegt und betroffen von den Zeugnissen dieser Menschen, Musiker, Künstler darunter, Menschen, die vollkommen mittellos in Amerika ankamen und sich doch mit ihren Talenten und Kenntnissen irgendwie durchschlugen.

Dieses Buch ist wichtig für die Öffentlichkeit eines Landes, in dem es genau wie in Deutschland auch keinen „Schluss der Debatte“ geben darf. Wie sagte Richard von Weizsäcker in seiner berühmten Rede 40 Jahre nach dem Ende des 2. Weltkrieges:

„Die Jungen sind nicht verantwortlich für das, was damals geschah, aber sie sind verantwortlich für das, was in der Geschichte daraus wird.“ Dieses Buch, das auch für nichtösterreichische Leser interessant ist, gibt den Emigranten ihre Stimme zurück, und konfrontiert die gegenwärtige Öffentlichkeit im Land mit einem Thema, das auch bei unseren Nachbarn immer noch gerne verdrängt, verharmlost oder verschwiegen wird.

Winfried Stanczik

Julianna Roth

1180 Wien

Türkenschanzstrasse 19/5

wünscht allen Freunden und

Bekanntem ein schönes

Chanukkafest!



Walther Rode

Gerd Baumgartner (Hg.): Walther Rode. Leben und Werk. Wien: Löcker 2007.
417 Seiten, Euro 34,80.-
ISBN 978-3-85409-447-0

Der Wiener Rechtsanwalt und Schriftsteller Walther Rode war einer der engagiertesten Kämpfer gegen die Missstände der Justiz. Rode stammte aus Czernowitz, wie sein Vater Leon Rosenzweig, ein bekannter Großhändler, Bankier, Gemeinderat und Reichstagsabgeordneter. Sein Vater, der 1914 starb, veröffentlichte 1883 anonym "Wir Juden. Betrachtungen und Vorschläge", in dem er für eine völlige Assimilation eintrat. Sein Sohn Walther folgte diesem Programm und trat zum Katholizismus über.

Walther Rode publizierte unter anderen in den Zeitungen und Zeitschriften "Der Tag", "Neue Freie Presse", "Der Morgen", "Die Stunde" und "Der Friede". 1919 verfasste er zusammen mit Leo Perutz eine Schrift gegen das Wüten der Feldgerichte im Ersten Weltkrieg. 1931 veröffentlichte er das vielgelesene Buch "Knöpfe und Vögel. Lesebuch für Angeklagte", das 1937 verboten wurde und 2000 neu herauskam. 1928 übersiedelte Rode in die Schweiz, wo er seine Tätigkeit als politischer Publizist fortsetzte und 1934 starb.

Die Neuentdeckung Walther Rodes ist den jahrelangen, gründlichen Recherchen des Wiener Rechtsanwalts Gerd Baumgartner zu verdanken. Er hat neben einer dreibändigen Werkausgabe seiner Schriften im Löcker Verlag auch eine Biographie über Rode vorgelegt. Das Buch ist zugleich eine überaus lesenswerte und informative Studie zur Politik, Justiz und Pressegeschichte der Ersten Republik.

Evelyn Adunka



Graubart Boulevard

Christoph W. Bauer: Graubart Boulevard. Innsbruck: Haymon Verlag 2008.
295 Seiten, Euro 19,90.-
ISBN 978-3-85218-572-9

Jahrelang hat diese Suche gedauert, auf die sich der Innsbrucker Autor Christoph W. Bauer gemacht hat. Es ist die Suche nach den Hintergründen des Mordes an einem Juden aus seiner Heimatstadt im November 1938. Bauer sichtete Originaldokumente, las Briefe, sprach mit überlebenden Familienangehörigen und deren Nachkommen und begab sich damit auf eine Spurensuche. Deren Ergebnisse beschreiben nicht nur den Lebens- und Leidensweg der Familie Graubart eindrucklich, sensibel, und bewegend. Sie stellen aber auch ein Stück Zeitgeschichtsschreibung seiner Heimatstadt Innsbruck dar. Dort war Bauer bei seinen Recherchen nicht immer auf Gegenliebe gestoßen. Indem er nicht nur der Spur der Familie Graubart folgt, sondern auch den Tätern nachging, schrieb Bauer ein eindruckliches Kapitel der jüngeren Geschichte Österreichs.

Immer wieder stellt Bauer in seinem wie ein Dokumentarroman abgefassten Buch die parallel laufenden Geschichten der Opfer und der Täter gegenüber. Auf der einen Seite die Familie jenes jüdischen Kaufmanns Richard Graubart, der am 9. November, jenem Tag, an dem die Synagogen in Brand gesetzt, Tausende von Juden getötet und noch viel mehr ihres ganzes Eigentums

beraubt wurden. Am 9. November 1938 wurde Graubart von einem Rollkommando der SS in seiner Wohnung getötet. Danach wurde seine Familie, so wie viele andere Innsbrucker Juden, nach Wien ausgewiesen. Einigen von ihnen, darunter seinem in der zionistischen Bewegung aktiven Bruder Siegfried, gelang von dort aus die Flucht in ein rettendes Gastland. Die Tagebücher und Aufzeichnungen Siegfrieds, die Bauer von dessen Enkel in Amerika bekommen hat, gaben dem Autor wertvolle Hinweise. Immer wieder wird daraus zitiert. Auf der anderen Seite stehen die Täter, zunächst jener Skilehrer Aichinger, der der Tat verdächtigt wurde, sie wohl auch begangen hat. Er ist der Sohn einer angesehenen Innsbrucker Hoteliersfamilie. Als er nach dem Ende des Krieges vor Gericht gestellt wurde, floh er ins Ausland. 1999 nach Österreich zurückkehrt, wurde er erneut verurteilt, nach zwei Jahren aber wieder aus dem Gefängnis entlassen.

Christoph W. Bauer lässt keinen Zweifel an seiner Abscheu vor all dem, was sich schon lange vor 1938 in seiner Heimatstadt Innsbruck angebahnt hat. Der Leser gewinnt bei der Lektüre den Eindruck, dass antisemitisches Denken nach 1945 nicht verschwunden ist. Obwohl Bauer nicht direkt Bezug darauf nimmt, wird doch deutlich, dass nach Meinung des Autors gerade in Innsbruck rechtspopulistische Traditionen und Denkweisen einen Nährboden finden. Das Buch ist eine ganz hervorragend recherchierte und literarisch auf höchstem Niveau erzählte Geschichte von Opfern und Tätern des Nazi-Terrors.

Winfried Stanzick



Musik und Ekstase

Shmuel Barzilai: Musik und Ekstase (Hitlahavut) im Chassidismus.

Frankfurt am Main: Peter Lang Verlag 2007.
240 Seiten, Euro 43,70.-
ISBN 978-3-631-55666-5

Mit dem vorliegenden Buch, das auf seiner Diplomarbeit im Fachbereich Judaistik basiert, beweist Shmuel Barzilai, der Oberkantor der Wiener Kultusgemeinde, seine intellektuelle Vielfältigkeit. Ausführlich beschreibt Barzilai die Entstehung des Chassidismus in Osteuropa im 18. Jahrhundert. Er betrachtet den Chassidismus, begründet von Israel ben Eliezer (1700–1760), als eine Reaktion auf die politische und ökonomische Krise im damaligen Königreich Polen, dem Spielball zwischen der Habsburger-Monarchie und Russland. Unter der jüdischen Bevölkerung, die in Osteuropa ohnedies häufig Pogromen unterworfen war, verschärfte der wirtschaftliche Niedergang soziale Spannungen. Zusätzlich unterhöhlte eine moralische Krise die Führungsrolle der Thora-Gelehrten und bewirkte eine Abwendung vieler Juden vom Thora-Lernen.

Angesichts der vorherrschenden Stimmung propagierte die neue Chassidismus-Bewegung weniger Buchstabenwissen als "die Wichtigkeit der Absicht des Herzens und die religiöse Begeisterung mehr als die Gelehrsamkeit und die strenge Genauigkeit beim Ausüben der Gebote" (S. 25). Ein weiteres Merkmal des Chassidismus ist, dass dieser von charismatischen, häufig als wundertätig betrachteten rabbinischen Führern popularisiert wurde. Umso bemerkenswerter ist, dass angesichts einer Vielzahl von ideologischen und regionalen Untergruppen der Chassidismus, wie Barzilai hervorhebt, seine Kohärenz als ideelle Bewegung bewahren konnte.

Ihren sichtbarsten Niederschlag fand die Lebensfreude, die der Chassidismus versprühte, im Gottesdienst. Musik,



Das Zentralinstitut für Theaterwissenschaft
an der Universität Wien

Birgit Peter, Martina Payr (Hg): "Wissenschaft nach der Mode"? Die Gründung des Zentralinstituts für Theaterwissenschaft an der Universität Wien 1943. Wien: Lit 2008. 296 Seiten, Euro 19,90.- ISBN 978-3-7000-0831-6

Das Buch „Wissenschaft nach der Mode“? Die Gründung des Zentralinstituts für Theaterwissenschaft an der Universität Wien 1943" erschien als Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung, die bis Ende September 2008 im Institut für Theater-, Film- und Medienwissenschaft zu sehen war. Der informative Band, der auch eine umfangreiche Bibliographie enthält, widmet sich der Aufarbeitung der Vergangenheit eines Instituts, das 1943 unter Heinz Kindermann gegründet worden war. Ein eigenes Kapitel von Christina Köstner beschreibt die Provenienzforschung an den Beständen der Institutsbibliothek. Auch der in der bisherigen Literatur noch kaum beschriebenen ambivalenten Rolle von Kindermanns Nachfolger 1945, Eduard Castle, wird ein Kapitel gewidmet.

Kindermann wurde 1954 wieder als Lehrstuhlinhaber eingesetzt und prägte das Institut bis zu seinem Tod 1985. Aus seinem Nachlass geht nun hervor, dass er bereits 1942 von der industriellen Vernichtung und vom Gastod der europäischen Juden wusste.

Einige Fragen müssen im Buch trotz allem ungelöst bleiben, zum Beispiel, warum eine so kritische Persönlichkeit wie Viktor Matejka keine distanziertere Haltung zu Kindermann einnahm.

Evelyn Adunka



Dr. Capesius – ein Monster unter vielen

Dieter Schlesak: Capesius, der Auschwitzapotheker. Bonn: J. H. W. Dietz Verlag 2006. 352 Seiten, 16 Abbildungen, Euro 29,00.- ISBN 3-8012-0369-7

Das Buch des aus Siebenbürgen (Rumänien) stammenden Autors, der seit vielen Jahren in Italien lebt und sich auch als Lyriker, Romancier, Essayist und Übersetzer einen Namen gemacht hat, ist eine „komplexe Collage aus Erzählung, Dokumentation und Rückblende“, wie im Klappentext angekündigt wird. Und selbst die einzige fiktionale Person, die gelegentlich in der Handlung auftritt, der Häftling Adam, berichtet über reale Ereignisse und Tatsachen, die sich an jenem Ort des Grauens zugetragen haben.

So liest man Seite für Seite und meint manchmal, tatsächlich diesen „Planet Auschwitz“ vor sich zu sehen, wo alle Wertvorstellungen des Menschen bewusst zerstört und vernichtet wurden. Denn „die Welt von Auschwitz liegt“, wie einmal George Steiner sagte, „jenseits der Sprache, so wie sie jenseits des Vorstellbaren liegt“.

Die zentrale Figur der Dokumentation ist der berüchtigte, aus dem siebenbürgischen Reussmarkt (damals Österreich-Ungarn, heute Rumänien) stammende Auschwitzapotheker Dr. Victor Capesius (1907-1985), Vertreter der Firma Bayer, der 1943 als SS-Offizier nach Auschwitz kam. Dort nahm Capesius an zahlreichen Selektionen auf der Rampe teil und bereicherte sich habgierig am letzten Besitz jener, die er mit einer Hand-

bewegung in die Gaskammern geschickt hatte. Nach dem Krieg war er plötzlich ein wohlhabender Mann, der unerkannt in Göppingen lebte. Als ihn eines Tages zufällig ein ehemaliger Häftling erkannte, wurde er 1959 verhaftet und später „wegen gemeinschaftlicher Beihilfe zum gemeinschaftlichen Mord“ zu neun Jahren verurteilt, wobei ihm die Haftzeit angerechnet wurde. Nach seiner Freilassung arbeitete er weiter als Apotheker und lebte mit seiner Familie unbekümmert und in großem Wohlstand in Deutschland.

Dieter Schlesak hat nicht nur ein „erschütterndes Werk von großer sprachlicher Kraft und Authentizität“ geschaffen, wie ihm von der Kritik bescheinigt wurde, sondern auch das Verhältnis zwischen Tätern und Opfern aus einem bisher wenig bekannten Blickwinkel beleuchtet. Denn das freundliche Monster Dr. Capesius stand nicht nur einmal an der Rampe Juden gegenüber, die er noch aus seiner Heimat seit Jahren gut kannte. Auch sie schickte er kaltblütig und mit einer Lüge in den Tod: „Weinen Sie nicht, Ihre Frau und die Kinder gehen nur baden, in einer Stunde werden Sie sich wiedersehen“, sagte er zu einem einstigen Berufskollegen, der später den Holocaust überlebte.

Bibliographische Hinweise im Anhang sowie ein Personenverzeichnis von Tätern, Opfern und überlebenden Zeugen mit biographischen Angaben sind für die weitere Auschwitz-Forschung von großer Wichtigkeit.

Claus Stephani



Eine Fundgrube für Genealogen

Dirk Rosenstock: Die unterfränkischen Judenmatrikeln von 1817. Eine namenkundliche und sozialgeschichtliche Quelle. Würzburg: Schöningh Verlag 2008 (= Veröffentlichungen des Stadtarchivs Würzburg, Band 13) 352 Seiten, Euro 25,50.- ISBN: 978-3-87717-797-6

Würzburg – Unterfranken, ein Regierungsbezirk im nördlichen Bayern, wies zeitweise die dichteste jüdische Besiedlung in Deutschland auf. Im 19. Jahrhundert erlangte die „Würzburger Orthodoxie“ mit ihrer vermittelnden Position im innerjüdischen Reformstreit weltweites Ansehen. Die später gegründete Israelitische Lehrerbildungsanstalt war eine der führenden Einrichtungen ihrer Art mit Ausstrahlung nach ganz Europa.

1987 wurden im früheren Würzburger Markuskloster mehr als 1.500 Grabsteine und Grabsteinfragmente von Bürgern jüdischen Glaubens aus der Zeit zwischen 1126 und 1346 gefunden. Diese weltweit größte Sammlung jüdischer Grabsteine aus dem Mittelalter fand mit der Fertigstellung des Museums und Kulturzentrums „Shalom Europa“ im Dezember 2006 einen neuen permanenten Platz. Seit seiner Eröffnung kamen mehr als 10.000 Besucher in das Haus. In Zusammenarbeit mit der Ronald S. Lauder Foundation New York werden in Würzburg Schabbat- Programme und religiöse Fortbildungskurse angeboten; außerdem ist in den neuen Räumen ein ebenfalls von der Lauder-Stiftung geförderter Informationsdienst untergebracht, das Ephraim-Gustav-Hoenlein-Projekt, das Juden deutscher Herkunft bei der Rekonstruktion ihrer Familiengeschichte hilft.

Einen wesentlichen Baustein zur Erforschung regionaler Familiengeschichte und gleichzeitig einen wichtigen

»Bei uns war ein wirklich jüdisches Leben«.

Die Kultusgemeinde St. Pölten und ihre Vernichtung. Eröffnung der Dauerausstellung und 20 Jahre Institut für jüdische Geschichte Österreichs

 Martha KEIL

Bis auf den letzten Platz besetzt war die ehemalige Synagoge St. Pölten am Sonntag Abend, dem 7. September 2008. Etwa 180 Gäste aus Wien und St. Pölten lauschten den Glückwünschen und Grußadressen des Botschafters des Staates Israel Dr. Dan Ashbel, des Landesrats von NÖ Mag. Wolfgang Sobotka und der St. Pöltener Vizebürgermeisterin Susanne Kysela, von Sektionschef Dr. Peter Kowalski (BMWf) und dem Generalsekretär der IKG Wien, Mag. Raimund Fastenbauer. Das Institut für jüdische Geschichte Österreichs feierte sein 20-jähriges Bestehen und ist damit eines der Zeichen der geänderten Haltung der Republik Österreich seit dem „Waldheim-Jahr“ 1986. Sie führte zur Anerkennung der jüdischen als Teil der eigenen Geschichte und zur Auseinandersetzung mit der aktiven Beteiligung Österreichs an den Verbrechen des Nationalsozialismus, der beinahe alle jüdischen Gemeinden zum Opfer fielen. Auch der Standort des Instituts, die niederösterreichische Landeshauptstadt, war bis 1940 Heimat einer überaus aktiven und lebendigen jüdischen Gemeinde. Als die größte der 15 niederösterreichischen Kultusgemeinden mit etwa 850 Mitgliedern betrieb sie ein reges kulturelles Leben mit Literatur- und Sportvereinen, dem Bund jüdischer Frontsoldaten, Frauenverein und mehreren Kinder- und Jugendgruppen des zionistischen Betar. Die prächtige Synagoge, 1912 erbaut und nur aus Furcht vor der Zerstörung „arischen“ Eigentums in der Nachbarschaft verschont geblieben, zeugt noch heute von selbstbewusster Religionsausübung und ästhetischem Geschmack.

Die Ausstellung

Zur Erinnerung an diese vitale Gemeinde installierte das Institut auf der Frauengalerie und dem Chor die Dauerausstellung „Bei uns war ein wirklich jüdisches Leben“ Die Kultusgemeinde St. Pölten und ihre Vernichtung. Sechzehn Tafeln zeigen das Leben der St. Pöltener jüdischen Gemeinde in allen seinen Facetten: Die Gründung, Zerstörung und

Renovierung der Synagoge, Freundschaften und Antisemitismus, Vereinsleben, jüdische Soldaten im Ersten Weltkrieg und die bittere Geschichte der NS-Zeit bis zur Vertreibung aller jüdischen St. Pöltener/innen und der Ermordung von 310 Menschen. Nur wenige kehrten zurück, eine Gemeinde entstand nicht mehr. Die Wiener Grafikerin Renate Stockreiter gestaltete die Tafeln in den vielfältigen Farben der Wandmalereien der Synagoge, die von orange über rostbraun, fliederfarben und olivgrün bis zu einem kräftigen Blau reichen. Als durchgängiges Leitmotiv macht ein grafisch gestalteter Davidstern „auf den ersten Blick“ mit dem Inhalt der jeweiligen Tafel vertraut: Zuerst intakt in leuchtenden Farben wird er

zunehmende verzerrt, zerkratzt, gebrochen und schließlich beinahe völlig aufgelöst. Eingeleitet mit einem persönlichen Zitat und durch zahlreiche Fotografien illustriert, werden die wichtigsten Bereiche und Zeitabschnitte der jüdischen Geschichte der Stadt nahegebracht. In Rücksicht auf die zahlreichen jugendlichen Besucher sind die Texte knapp und sehr persönlich gehalten.

Auf den Spuren des Großvaters

Für die Eröffnung der Ausstellung gelang eine Anknüpfung an die Blütezeit der Gemeinde: Bis 1921 wirkte nämlich Philipp Wolf Rabinowitsch als Kantor in der Synagoge, dessen hervorragende Stimme und Gesangstechnik, verbunden mit Herz und Jiddischkeit, allen älteren Überlebenden in lebendiger Erinnerung geblieben war. Seine Enkel Marion, Louis und Phil mit seiner Frau Marilyn reisten extra für diesen Abend aus Boston an. Marion Rabinowitz erzählte von ihrer jahrelangen vorsichtigen Annäherung an St. Pölten und von ihrem österreichisch geprägten Familienleben. Die vier Kinder von Philipp Wolf Rabinowitsch, darunter Marions und Louis' Vater Emil, hatten das musikalische Talent ihres Vaters geerbt und sangen im Kinderchor der Synagoge. Auch in den USA – die Familie wanderte aus materieller Not schon 1925 aus – sangen die Eltern österreichische Volkslieder und kochten österrei-



Marion und Louis Rabinowitsch mit Martha Keil und dem Bild der St. Pöltener Synagoge. Foto: Bohdan Hanushevsky

Weniger als zwei Jahre nach dem Abfassen dieser letztwilligen Verfügung war Albert Kende tot – ermordet am 3. Dezember 1942 im Alter von 70 Jahren in Theresienstadt. Zum Zeitpunkt seiner Deportation hatte sich sein Gesamtvermögen laut einem „Vermögensverzeichnis nachstehender in die Ostgebiete evakuierter Juden“ auf einen Bargeldbetrag von 50 RM reduziert. Am 14. Juli 1942, am selben Tag, an dem er – wohl im Sammellager – dieses letzte Vermögensbekenntnis ausgefüllt hatte, war er nach Theresienstadt deportiert worden.

Albert Kende wurde nach dem Krieg – auf Antrag seiner Schwester Irma Zeller und mit Beschluss des Landesgerichts für Zivilrechtssachen in Wien vom 10. November 1946 – für tot erklärt. Festgestellt wurde, dass er am 8. Mai 1945 nicht mehr am Leben gewesen war. Sein Bruder, der Antiquariats- und Verlagsbuchhändler Josef Kende, geboren 1868, war bereits im April 1938 von den Nationalsozialisten mit dem so genannten Prominententransport in das Konzentrationslager Buchenwald verschleppt worden, wo er am 24. Oktober 1938 als erster österreichischer Häftling ums Leben kam. Das berühmte, von Samuel Kende gegründete Auktionshaus S. Kende in der Rotenturmstraße war nach dem „Anschluss“ ebenfalls „arisiert“ worden – von dem Münchner Auktionator Adolf Weinmüller. Die Inhaber, Melanie und Herbert Kende, konnten in die USA flüchten.

Im November 1946 hatte Ferdinand Nagler gemäß der „Vermögensentziehungs-Anmeldeverordnung“ die protokollierte Firma „Albert Kende. Kunstauktionshaus und Antiquitätenhandel“ in der Kärntnerstraße samt Konzessions- und Mietrechten beim Magistratischen Bezirksamt für den ersten Bezirk als entzogenes Vermögen angemeldet. Den Zeitpunkt der Entziehung datierte er im Vordruck mit dem 19. März 1940. Der Wert der Vermögensschaft am 13. März 1938 war ihm nach eigenen Angaben nicht bekannt. Zum Vorbesitzer, Albert Kende, vermerkte er: „unbekannt gestorben“. Auch der Verbleib des Vorerwerbers, Josef Gruber, war ihm „unbekannt“. Nagler gab an, er habe das Unternehmen auf Basis eines Kaufvertrags vom 17. Juli 1941 um 7.800 RM erworben. Unter der Rubrik „allfällige Gegenleistung“ merkte er an: „unbekannt, angeblich überschuldet“.

Als Alleinerbin galt Albert Kendes Schwester Irma Zeller von Zellhain, die 1946, wie schon während des Krieges, in der Köstlergasse 16 im 6. Bezirk lebte. Ihr Ehemann, Guido Zeller von Zellhain, hatte während der NS-Zeit nicht zu den „rassisch“ verfolgten Personen gehört. Durch diese „Mischehe“ war Irma Zeller vor der Deportation bewahrt geblieben. Guido Zeller war jedoch aus politischen Gründen von den Nationalsozialisten verfolgt wor-

den. Er hatte einer legitimistischen Gruppierung angehört und war am 13. Februar 1943 festgenommen worden. Das gegen ihn eingeleitete Verfahren wegen „Vorbereitung zum Hochverrat“ und „Feindbegünstigung“ wurde am 1944 wegen Verhandlungsunfähigkeit vorläufig eingestellt. Zeller war am 4. Jänner 1945 im Allgemeinen Krankenhaus in Wien gestorben.

Ferdinand Nagler gab gegenüber den Behörden an, er habe sich mit Irma Zeller wegen allfälliger Rückstellungsansprüche restlos geeinigt. Als Beweis legte er eine mit 30. September 1946 datierte Erklärung von Irma Zeller vor, in der diese bestätigte, dass sie von Nagler „vollauf schadlos gehalten“ worden sei und daher auf die Rückstellung des entzogenen Vermögens verzichte. Die Hintergründe und Details dieses Vorgangs sind nicht bekannt.

Bei der Magistratsabteilung 69, die nach dem Krieg für die Bestellung „öffentlicher Verwalter“ für „arisierte“ Unternehmen zuständig war, wurde nach dem Krieg auch ein Akt zum Auktionshaus Kärntnerstraße 4 angelegt. Die MA 69 konnte zur Causa lediglich feststellen, dass die Firma angeblich überschuldet und von einem Josef Gruber „arisiert“ worden sei. Diesem sei eine „Auflage“ von 4.260 RM vorgeschrieben worden – wohl die so genannte „Arisierungsaufgabe“, die in vielen Fällen vom Käufer zusätzlich zum eigentlichen Kaufpreis bezahlt werden musste und den Finanzbehörden zufloss. Festgehalten wurde auch, dass in den verfügbaren Unterlagen aus der NS-Zeit eine politische Beurteilung des Zweiterwerbers, Ferdinand Nagler, nicht enthalten sei. Vera Pichler, Wien 1., Opernring 17, geboren 1902, die einen Gewerbeschein für den Handel mit Antiquitäten und mit Gemälden besaß, bewarb sich um die öffentliche Verwaltung des Betriebes. Zur Einsetzung einer öffentlichen Verwaltung scheint es aber im Fall des Auktionshauses Kärntnerstraße nicht gekommen zu sein. Genaue Angaben fehlen, denn der eigentliche Akt über die öffentliche Verwaltung ist nicht mehr vorhanden. Gemäß einer Notiz wurde er im Zuge eines vom Kunsthändler Friedrich Pfundmayer angestrebten Ehrenbeleidigungsprozesses an das Strafbezirksgericht am Hernalser Gürtel übermittelt.

Ferdinand Nagler war fast bis zu seinem Lebensende als Kunsthändler und Auktionator in Wien tätig – bis in die späten 1960er Jahre am Standort Kärntnerstraße 4 / Tür 8 - 10. Erst dann verlegte er den Betriebsort an seine Wohnadresse, in die Kärntnerstraße 47 / Tür 5, und zuletzt, 1972, in seine neue Wohnung in der Operngasse 32 / Tür 22. Dort war er allerdings nur mehr als Kunst- und Antiquitätenhändler und nicht mehr als Auktionator tätig. Ende 1968 beziehungsweise 1973 legte Nagler seine Gewerbescheine zurück. Die Firma „Ferdinand Nagler“ in der Kärntnerstraße 4 wurde 1976 aus dem Handelsregister gelöscht. Mitte der 1970er Jahre war Nagler offenbar nicht

Presse erschienen Todesanzeige zum Ableben von Samuel Kende sind einige Details über die Verwandtschaftsverhältnisse zu entnehmen. Demnach hatte Albert Kende zumindest zwei Brüder und zwei Schwestern, die zum damaligen Zeitpunkt alle in Wien lebten. Samuel Kende, geboren 1858 in Klausenburg, war Begründer und Inhaber des bekannten Auktionshauses S. Kende in der Rotenturmstraße. Die Firma wurde nach dem Tod Samuel Kendes von dessen Witwe, Melanie Kende, und Herbert, einem der Söhne, fortgeführt. Der zweite Bruder war Josef Kende, eine prominente Figur im Bereich des Verlags- und Antiquariatsbuchhandels in Wien. Die beiden Schwestern waren Helene (Lene) Hlavacek und die Musikpädagogin Irma Zeller. Diese war mit dem ebenfalls als Musikpädagogen tätigen Guido Zeller von Zellhain verheiratet.

Nach dem „Anschluss“

Als Jude musste auch Albert Kende nach dem „Anschluss“ sein gesamtes Vermögen der im Mai 1938 eingerichteten „NS-Vermögensverkehrsstelle“ bekannt geben. Er kam dieser Verpflichtung am 15. Juli 1938 nach. In dem Formular bezifferte er sein Betriebsvermögen mit knapp 5.000 RM. Bei den übrigen Vermögenskategorien führte er verschiedene Wertpapiere und eine Lebensversicherung an, die in seinem Eigentum befindlichen „Gegenstände aus edlem Metall, Schmuck- und Luxusgegenstände, Kunstgegenstände und Sammlungen“ bewertete er pauschal mit 150 RM. Gleichzeitig gab er einen Schuldenstand von insgesamt 3.120 RM an – Darlehen bei Privatpersonen und Banken sowie eine ausständige Steuerforderung der Israelitischen Kultusgemeinde Wien.

Im August 1938 forderte die „Vermögensverkehrsstelle“ Kende auf, seine ausländischen Wertpapiere gemäß § 7 der Verordnung über die Anmeldung des Vermögens von Juden vom 26. April 1938 binnen einer Woche der zuständigen Reichsbankstelle in Wien anzubieten und auf deren Wunsch hin zu verkaufen. Außerdem sollte er zwei weitere Verzeichnisse zu seinem Vermögensstand binnen sechs Tagen nachreichen. Gemäß dieser zweiten, noch detaillierteren Aufstellung bestanden die Aktiva aus 2.100 RM Bargeld, einem Lagerbestand von 8.000 RM, der Geschäftseinrichtung im Wert von 500 RM und einer Hilfsbibliothek im Wert von 2500 RM, was einer Gesamtsumme von 13.100 RM entsprach. Unter Hinzurechnung der einbringlichen Außenstände (3.500 von 4.800 RM) ergab sich ein Betrag von 16.600 RM, nach Abzug der Betriebsschulden ein Gesamtvermögen von knapp 5.000 RM. Bei den Schulden führte Kende unter anderem ausständige Einkommen-, Erwerbs- sowie Warenumsatzsteuern in der Gesamthöhe von 1.700 RM an.

Der Lagerbestand umfasste Gemälde, Aquarelle, Kupferstiche, Miniaturen, Lithographien, Antiquitäten und ostasiatische Kunst, die Geschäftseinrichtung bestand aus Schränken, diversem Mobiliar, Teppichen, Beleuchtungskörpern sowie Öfen, die Hilfsbi-

bliothek vor allem aus Nachschlagwerken und einer Kunstbibliothek. Die Außenstände betrafen auch Wiener Kunsthandlungen beziehungsweise Antiquariate wie Dr. Fröhlich, Satori, Eugen Primavesi, S. Kende und Josef Kende, Leitner und Hirschler, aber auch Adelige – einen Grafen Razumofsky in Troppau (Chodowiecki) sowie die Barone Levetzow, Laudon und Sokolovsky – sowie einen Major Budil.

Nach dem „Anschluss“ wurde nicht nur die Liegenschaft Kärntnerstraße 4, die sich im Besitz einer Familie Fiehl befunden hatte, „arisiert“, sondern auch das Kunst- und Auktionshaus Albert Kende. Über die genauen Umstände der Enteignung wissen wir wenig – der „Arisierungsakt“ ist im Bestand „Vermögensverkehrsstelle“ im Österreichischen Staatsarchiv nicht mehr auffindbar. Er soll im Jahr 1942 den Finanzbehörden übergeben worden sein. Angesichts dessen lassen sich die Ereignisse nur schwer exakt rekonstruieren, und es bleibt unklar, was aus den im März 1938 noch vorhandenen Lagerbeständen geworden ist.

Einige Eckdaten können den beim Zentralgewerberegister der Stadt Wien vorhandenen Unterlagen entnommen werden. Diesen zufolge war Ende 1938 der am 11. August 1898 in Wien geborene Ferdinand Josef Nagler zum „kommissarischen Verwalter“ bestellt worden. Nagler wurde zwar am 23. März 1939 dieser Funktion enthoben, jedoch knapp ein halbes Jahr später, am 9. September 1939, zum allein vertretungsbefugten „Abwickler“ des Unternehmens bestellt. Zu dieser Zeit war Albert Kende zumindest pro forma noch Eigentümer des Betriebes. Erst am 4. Oktober 1940 wurde der Eigentumstitel bücherialich auf einen gewissen Josef Gruber übertragen, laut Handelsregister „Kaufmann in Wien“. Die Firmenbezeichnung „Albert Kende“ wurde auf „Josef Gruber“ abgeändert und gleichzeitig der „Abwickler“ Ferdinand Nagler im Firmenbuch gelöscht.

Ziemlich genau ein Jahr später, am 14. Oktober 1941, kam es zu einer neuerlichen Änderung: Ferdinand Nagler war plötzlich wieder zur Stelle. Gruber wurde im Firmenbuch gelöscht, Nagler als neuer Inhaber eingetragen. Seine Gewerbescheine erhielt er im März beziehungsweise Mai 1942. Von der Gewerbebehörde wurden ihm allerdings hinsichtlich seiner künftigen Versteigerungstätigkeit gewisse Restriktionen auferlegt:

„Gegenstände, hinsichtlich deren Versteigerungs- oder Veräußerungsverbote bestehen, dürfen nicht zur Versteigerung gebracht werden. (...) Weiters wird auf die Verkaufsbeschränkungen aufmerksam gemacht, die in der Anordnung Nr. 17 der Überwachungsstelle für Edelmetalle (Verkehr mit Gold, Altgold, Bruchgold und anderen Edelmetallen) vom 24. Dezember 1938 (G. Bl. f. d. Land Österreich [Gesetzblatt für das Land Österreich], Nr. 55 / 1939) und in der Anordnung V 22 der Überwachungsstelle für Waren verschiedener Art (Verkehr mit losen geschliffenen Diamanten) vom 9. Januar 1939 (G. Bl. f. d. Land Österreich Nr. 135 / 1939) enthalten sind.“

house of hifi

Familie Beresin

...wünscht Ihnen ein schönes
und friedliches Chanukka-Fest....

www.houseofhifi.com

ISRAELITISCHE KULTUSGEMEINDE LINZ

**wünscht allen Mitgliedern
und Freunden
ein schönes Chanukkafest**



DAS ÖSTERREICHISCHE SCHWARZE KREUZ KRIEGSGRÄBERFÜRSORGE

*wünscht allen Lesern des DAVID
ein gesundes, friedvolles und schönes
Chanukkafest.*

Hotel Stefanie

Kategorie ****, First Class
1020 Wien, Taborstraße 12,
Telefon: 211 50-0 Fax: 211 50-160
e-Mail: stefanie@schick-hotels.com
Internet: www.schick-hotels.com



**HOTEL
STEFANIE
WIEN**

122 Zimmer mit Bad/WC, Kabel-TV,
Telefon, Radio, Minibar, Haarfön,
Klimaanlage, Internetzugang,
Restaurant, Veranstaltungsräume,
Hofgarten, Bar, Garage im Haus.

Wir reservieren Ihnen gerne auf Wunsch
auch ein koscheres Frühstück.

**Wir wünschen allen unseren Freunden
und Gästen ein friedliches Chanukkafest!**

Für das Präsidium:

RA Dr. Heinrich SCHÖLL

Präsident

Dr. Heinz DERFLER

Vizepräsident

W. Hofrat Mag. Josef SCHANTL

Generalsekretär

W. HOFRAT i.R. Mag. Dr. Helmuth KREUZWIRTH

Präsidiumsmitglied

flochtenen Lederknopf gezogen waren, der das Tuch fixierte. Hans bewunderte am meisten den Ledergürtel der Knaben. Am Gürtel faszinierte Hans der runde Metallverschluss, auf dem eine Lilie eingestanzte war und der mit einfachem Handgriff zu handhaben war. Um dieser Abteilung anzugehören, war Hans zu jung. Was aber viel gewichtiger gegen seine Zugehörigkeit sprach, war die gewaltige Abneigung seiner Mutter allen gegenüber, die Uniformen trugen, auch wenn es sich dabei um kommunistische handelte. Fanden derlei Veranstaltungen, oft im weitläufigen Pratergelände statt, wurde Hans damit beauftragt, "Moretti-Eislutscher" zu verkaufen. Dazu wurde ihm eine Holzkiste mit Lederriemen umgehängt, in der die beliebten Eislutscher kühl lagerten. Hans hatte am Verkauf Spaß und brachte die leergekaufte Kiste samt dem erzielten Erlös bereits vor dem Ende der Veranstaltung retour. Zwei Jahre nach Hans wurde Erika eingeschult. Ihre Volksschule befand sich ebenfalls im zweiten Bezirk, in der Kleinen Sperlgasse. Ihr Schulweg war halb so lang wie jener von Hans. Beide Kinder waren von ihrer Mutter angewiesen worden, nach Unterrichtschluss auf dem kürzesten Weg nach Hause zu kommen, es sei denn, sie gingen zur Ausspeisung in die Leopoldsgasse. Während Hans mit der Pünktlichkeit nie Probleme hatte, schaffte es seine Schwester trotz kürzeren Schulwegs nur selten, pünktlich daheim zu erscheinen. Übermäßig lange Verspätungen waren bei ihr die Regel. Dabei tat sie nichts anderes, als mit gleichgesinnten Kolleginnen am Nachhauseweg zu tratschen und dabei Unmengen an Gehpausen einzulegen. Darüber konnte sich Mutter sehr ängstigen und ärgern, was Erika mit regelmäßigem Hausarrest büßen musste.

Hans wurde während all seine Schulzeiten kein einziges Mal antisemitisch angepöbelt. Dabei wohnte er in einem typischen Wiener Proletariatbezirk, zudem im Judenbezirk, der so genannten "Mazzesinsel". Vielleicht kam es deshalb niemals vor, weil weder er noch Erika ein jüdisches Aussehen hatten – wenn es ein solches überhaupt gibt? Ihr Judentum war ihnen eigentlich nur dann bewusst, wenn sie sich im Heim aufhielten. Freunden und Fremden gegenüber verschwiegen sie grundsätzlich ihre Glaubenszugehörigkeit. Selbst der Umstand, dass sie während des christlichen Religionsunterrichtes Parallelklassen aufsuchen mussten, schürte bei keinem Mitschüler Neugier. Ausgerechnet in der Tempelgasse, wo alle Gassenbewohner von der Existenz des jüdischen Heimes Kenntnis hatten, kam es seltsamerweise hie und da vor, von Jugendlichen als "Saujude" beschimpft zu werden. Zur Entlastung solcher Jugendlichen muss beigefügt werden, dass sie dies nur taten, wenn sie mit Knaben des Heimes, also Juden, Fußball spielten und die Judenbuben als Sieger vom Platz gingen. Erwachsene waren eher zurückhaltend mit dem Gebrauch von derlei Schimpfwörtern. So kurze Zeit nach dem Krieg hatten doch viele Bedenken und Angst, vielleicht als Sympathisant der letzten Machthaber angesehen oder gar erkannt zu werden. Kamen dennoch jene oder ähnliche Schimpfwörter über deren Lippen, konnte man sicher sein, dass Alkohol dafür ausschlaggebend war.

Der jüdisch-türkische Tempel war mittlerweile von einer Baufirma vollends abgetragen worden. Da, wo so lange die Ruine gestanden hatte, war ein großer freier Platz

entstanden, der vom Heim bis zur Ferdinandstrasse reichte und von den wenigen Heimknaben sofort zum Spielplatz auserkoren wurde. Nach und nach gesellten sich Knaben aus Nachbarhäusern zu ihnen, und so wie ein paar beisammen waren, wurde Fußball gespielt. Aus dem Boden ragten noch viele Ziegelbruchstücke und Steinbrocken, und mancher der Knaben holte sich beim Stolpern über solche Hindernisse ein blutiges Knie oder zog sich eine Verstauchung zu. Mangels eines echten aber unerschwinglichen Lederfußballes verwendeten sie ein "Fetzenlaberl". Dieses wurde von einer den Knaben wohlgesinnten Mutter aus Stofffetzen zu einem Knäuel zusammen genäht und liebend gerne als Fußballersatz verwendet. Den

Zweck, damit ins Tor zu schießen, erfüllte es allemal. Die Torbreite wurde mittels Steinen oder abgelegten Kleidungsstücken markiert und war einigermaßen erkennbar. Auseinandersetzungen unter den Knaben gab es, wenn es um die An- oder Aberkennung eines Treffers ging, welcher knapp über den Torwart hinweg erzielt worden schien, aber von den Gegenspielern nicht so akzeptiert wurde, weil von ihnen aus gesehen, das "Laberl", weit über das Tor geschossen worden war. Bevor sich die Streitereien darüber, ob es ein oder kein Treffer war, in die Länge zu ziehen begannen, einigten sich die Spieler darauf, dass der sich um den erzielten Treffer geprellt wahnenden Spieler einen Penalty zugesprochen erhielt. Wie immer der Schuss dann ausfiel, es wurde sofort weiter gespielt.

Seitdem Mutter und Onkel Paul berufsbedingt ganz-tätig außer Haus waren, blieben Hans und Erika tagsüber auf sich selbst angewiesen. Deshalb wurden die Kinder angehalten, verschiedene Hausarbeiten zu übernehmen. Dazu gehörte Betten machen, kehren, Fenster putzen und anderes mehr. Es war selbstverständlich, dass beide die aufgetragenen Arbeiten so gut sie es ihrem Alter gemäss vermöchten ausführten.

Hans Gamliel wurde am 25. Dezember 1940 in Subotica, nahe der serbisch-ungarischen Grenze in der Vojvodina geboren. Seine Mutter Dorothea (1918 - 1983) stammte väterlicherseits aus einer jüdischen Kaufmannsfamilie. 1938 war sie vor den Nationalsozialisten mit Eltern, Geschwister und weiteren Verwandten aus Wien nach Serbien geflüchtet. Dort lebten sie auseinander gerissen bei verschiedenen serbischen Familien versteckt im Untergrund. Ein Grossteil der Familienangehörigen wurde jedoch aufgestöbert, deportiert und in Vernichtungslagern des Dritten Reiches ermordet. 1945 kehrte Dorothea Gamliel mit Sohn Hans und der um zwei Jahre jüngeren Tochter Erika, dabei vielerlei Hindernisse überwindend, über Umwege nach Wien zurück. Im Obdachlosenheim der Israelitischen Kultusgemeinde im 2. Bezirk fanden sie für die nächsten Jahre ein Zimmer. Ab Anfang der 1960er Jahre, arbeitete Hans aufgrund besserer Berufs-Chancen im Gastgewerbe häufig in der Schweiz, wohin er 1984 nach Grub im Kanton Appenzell Ausserrhoden zu seiner Frau übersiedelt ist und noch heute dort lebt. Im Gedenken an seine leidgeprüfte Mutter und seinen ermordeten Vorfahren schrieb Hans Gamliel in den letzten zehn Jahren seine Familiengeschichte und Kindheits Erinnerungen auf. Dabei erzählt er die Geschichte in der dritten Person. Ein Jahr seiner Kindheit 1948/49 verbrachte er auf Vermittlung der Wiener Israelitischen Kultusgemeinde bei einer jüdischen Familie in der Stadt Basel. ■

Wien 2, Tempelgasse Nr. 3c

Erinnerungen 1943 – 1953, Teil 3

 Hans GAMLIEL

An der Ecke zur Tempelgasse gab es eine Bäckerei. Als Heimbewohner mit Familie tat man gut daran, jene Bäckerei hin und wieder bei Einkäufen zu berücksichtigen, und zwar aus folgendem Grund: Viele der Frauen waren aus Vorkriegszeiten daran gewöhnt, selbst zu backen. Im Heim gab es dafür keine Möglichkeit. Sowie das Angebot der Lebensmittelgeschäfte an Zutaten wie Vanillinzucker oder Backpulver größer wurde stieg der Drang zum Selbstbacken. Deshalb war es von großem Vorteil, vom Bäcker selbst oder von dessen Frau als Kunde identifiziert zu werden. Eine Heimkundin fragte den Bäcker eines Tages, ob er ihr so gefällig wäre, einen von ihr gefertigten Teig, den man auf einem Blech zu ihm bringen würde, in seinem Ofen gegen Bezahlung mitzubacken? Obschon er für diese Gefälligkeit einen Obolus verlangte, willigte er mürrisch ein. Brachte man das Blech zu ihm, nannte er eine Zeit, zu welcher man das Backwerk abholen konnte. Dass hernach eine Seite ziemlich angebrannt war, musste man, wollte man wieder kommen, geflissentlich übersehen. Die Ware war immer angebrannt. Dorothea, die mittlerweile ebenfalls dazu übergegangen war, Kuchen selber zu fertigen und den rohen Teig auf einem Blech von Hans zum Bäcker bringen ließ, ärgerte sich regelmäßig, und mehr noch darüber, nicht reklamieren zu dürfen. Es hatte nämlich den Anschein, als ließe der Bäcker, aus Ärger darüber, dass man Kuchen nicht gleich bei ihm bestellte, die mitgebrachte Ware absichtlich anbrennen.

Schräg gegenüber der Bäckerei, ebenfalls in der Ferdinandgasse, befand sich ein Kolonialwarenladen. An dessen Eingang waren links und rechts ziemlich große emaillierte Reklametafeln angebracht, auf denen Namen der Waren aufgelistet standen, die man einst regelmäßig, heute aber der misslichen Lage wegen gar nicht oder bis auf weiteres nicht mehr kaufen konnte. Trat man in den Laden, dessen Inneres auch bei Tageslicht dunkel und düster war, umhüllte einen sofort eine süßliche, gewürzschwere Mischung unterschiedlichster Gerüche. Reis, Gries und verschiedene getrocknete Hülsenfrüchte wurden aus auf dem Boden stehenden Jutesäcken, aber auch aus anderen Behältnissen dargeboten. Je nachdem, in welchem Teil des Ladens man sich gerade befand, roch es aber auch nach Petroleum, Schmierseife und anderem. Den Laden betrieb eine ältere, allein stehende Frau, deren Aussehen jener herrlichen von Wilhelm Busch kreierten Figur der Witwe Bolte sehr nahe kam. Julius Meinl, die bekannteste, alteingesessene Delikatessenfirma war ebenfalls in der Praterstrasse präsent. Bis Ende der Vierzigerjahre war das Einkaufen in diesem Laden aber nur jenen vorbehalten, die Geld besaßen. Selten kam es vor, dass auch Dorothea dort einkaufen ging. Bei Meinl war alles frischer, exklusiver, schöner aber auch wesentlich teurer als in anderen Läden. So klein dieser in der Praterstrasse gelegene Laden war,

schien er sowohl vom Warenangebot und der Auswahl, wie sonderbarerweise auch von Kaufwilligen überfüllt. Stets war bestens geschultes, freundliches Personal in ausreichender Anzahl zugegen, welches in firmeneigene, hellbraune Uniformmäntel gekleidet jeden zuvorkommend bediente. Bei Meinl als Verkäufer oder Lehrling engagiert zu werden waren viele bestrebt. Man hatte nur dann eine Chance, wenn man einen erstklassigen Schulabschluss vorweisen konnte, sowie eine betriebsinterne Prüfung bestand. Selbst danach wurde unter den vielen Bewerbern noch gründlich ausgesiebt. Hatte jemand den Zuschlag der Anstellung bekommen, konnte er oder sie sich fast "von" nennen, denn das Personal von Meinl stand im beruflichen Ansehen weit über anderem Verkaufspersonal, was sich auch im Verdienst bemerkbar machte. Dreißig bis fünfzig Prozent aller Kunden, wenigstens die im Heim lebenden, ließen anschreiben, was auf Pump einkaufen hieß. Dies war machbar, wenn man dem Ladenbetreiber halbwegs bekannt war und man tat es, sobald man knapp bei Kassa war - wann war man es nicht? So wurstelten sich viele von einem zum anderen Monat durch. Usus war es, jene Geschäfte zu umgehen, bei denen man längere Zeit mit der Bezahlung der Schulden in Rückstand geraten war. Gelang es nicht, die vorrangigen Schulden zeitgerecht zu begleichen, durfte man mit Sicherheit den Pfändungsbeamten erwarten. Manche gerieten dadurch in einen Kreislauf von Schulden machen und bezahlen, aus welchem ihnen erst Jahre später auszubrechen gelang.

Neben Tee, seltener Kaffee und dem herrlichen Wiener Hochquellwasser trank man bei Gamliels sehr gerne Himbeersaft. Besonders fein und vor allem prickelnd schmeckte der Sirup, spritzte man ihn mit Sodawasser auf. Sodawasser war in dicke Glasflaschen abgefüllt und nur über Gasthäuser im Gassenverkauf erhältlich. Die Flaschen standen unter einem starken Kohlesäuredruck und waren deshalb mit einem speziellen Metallverschluss, einen ebensolchen Auslass und einem Hebel versehen. War Dorothea danach oder wollte sie den Kindern Freude bereiten, wurde Hans - wer sonst? - eine solche Flasche von einem Gasthaus holen geschickt. Ehe der Wirt Hans die Flasche über die Schank hinweg reichte verabsäumte er nie, sich mittels kurzem, sehr schnell ausgeführten Schlag auf den Hebelmechanismus davon zu überzeugen, dass der Flascheninhalt unter genügend starkem Druck stand. Dann schoss ein kurzer Wasserstrahl von der Flasche ins Spülbecken. Erst danach überreichte er sie ihm. Einmal, als Hans wieder eine solche Siphonflasche holen musste, herrschte im Gasthaus Stossbetrieb. Des turbulenten Geschäftsgang wegen überreichte der Wirt diesmal Hans die Flasche, ohne den Probeschlag ausgeführt zu haben. Hans nahm die Flasche entgegen und verließ rascher als er eingetreten war das Lokal. Schon lange hatte er gehofft, eigentlich da-

Felice Naomi Wonnenberg lebt in Tel Aviv und Berlin, wo sie als bildende Künstlerin und Kunstkritikerin arbeitet. Sie ist Dozentin am Holocaust Forschungsinstitut Yad Vashem in Jerusalem, wo sie regelmäßig kunsthistorische Vorlesungen im Rahmen des Lehrerfortbildungsprogramms der Institution abhält, und arbeitete in der Museumspädagogik im Jüdischen Museum Berlin, im Israel Museum und im Diaspora Museum Tel Aviv. Sie studierte an der Hochschule der Künste Berlin Kunst und englische Literatur und wurde 2001 mit einem Meisterschülertitel der Akademie ausgezeichnet. 2003 erhielt sie den Preis für künstlerische Innovation von 3SAT für ihren Kurzfilm „Das Leben einer Schildkröte im Nahen Osten“, der mehrfach auf 3Sat ausgestrahlt wurde. 2007 – 2008 wurden ihr fünf Stipendien und Auszeichnungen für herausragende künstlerische Leistungen vom Israelischen Staat verliehen. Ihre Kunst wurde in über 35 internationalen Museen, Festivals und Galerien gezeigt, u.a. 2007 im Museum of Modern Art New York. Kontakt: felice.naomi@yahoo.com, <http://felice.naomi.googlepages.com>

Das Interview führte Tina Walzer. ■

Die besten Wünsche zum
Chanukka-Fest übermittle
ich allen jüdischen
MitbürgerInnen und Mitbürgern

Franz Dobusch
Bürgermeister der Stadt Linz

Rudolfine und Mag. Dr. Susanna

STEINDLING

wünschen allen Verwandten,
Freunden und Bekannten
ein friedvolles Chanukkafest.

Steirer-SPÖ sorgt dafür, dass den Menschen mehr im Geldbörstel bleibt

Mit einem umfangreichen Anti-Teuerungs-Maßnahmen-Paket sagt die steirische SPÖ den explodierenden Energiekosten den Kampf an.

Landeshauptmann Franz Voves und die steirische SPÖ leben den sozialen Ausgleich. „In Zeiten von explodierenden Energiekosten sorgen zahlreiche Anti-Teuerungsmaßnahmen dafür, dass den Menschen mehr Geld in ihrem Geldbörstel bleibt“, stellt Landeshauptmann Franz Voves fest. So wurde auf Initiative der SPÖ der 70-Euro-Strombonus ausbezahlt, der steirische Erdgas-Bonus fixiert und der Gratis-Kindergarten verwirklicht. Die Steiermark ist damit österreichweit Vorreiterin in Sachen Sozialpolitik. Auch der Regress bei den Pflegekosten wurde in unserem Bundesland abgeschafft. Und schließlich bringen die erhöhten Heizkostenzuschüsse sowie die Wohnbeihilfe Neu spürbare Entlastung für die steirischen Haushalte. „Man sieht also, die steirische Politik setzt in einer gemeinsamen Kraftanstrengung alles daran, dass die Auswirkungen

der aktuellen Teuerung auf die Steirerinnen und Steirer so gering wie nur möglich gehalten werden können“, betont Landeshauptmann Franz Voves.



Landeshauptmann Franz Voves: „Die flächendeckende Einführung des Gratis-Kindergartens ist ein weiterer historischer Meilenstein in der steirischen Politik.“
Foto: Melbinger

Video Art

Die israelische Künstlerin Felice Naomi Wonnenberg im Interview

 Tina WALZER

DAVID: Sie leben in Israel, Deutsch ist Ihre Muttersprache. Sind Sie Israelin?

Felice Naomi Wonnenberg: Ich wurde auf Sylt gezeugt und in Köln geboren. Nach Israel ging ich als Erwachsene, weil ich links bin, aber auch Zionistin. Deshalb habe ich *Aliya* gemacht. In Israel ist der Zionismus heute ja rechts, die Künstlerszene aber links. Das wirft natürlich eine Menge Widersprüche auf. Ich persönlich habe nichts gegen einen eigenen palästinensischen Staat, parallel zu Israel hoffentlich friedlich koexistierend. Ich bin für mehr Chaos in der Welt, für mehr Widersprüche.

DAVID: Was hat Ihre künstlerische Entwicklung beeinflusst?

Felice Naomi Wonnenberg: Israel ist sehr klein, aber nicht provinziell. Es hat eine gut vernetzte, internationale Kunstszene, und die israelischen Künstler sind international stark repräsentiert. Als Künstler stößt man hier seltener an gläserne Wände wie in London, Berlin oder Düsseldorf. Man kommt mit den Leuten in Israel schneller ins Gespräch, hier läuft alles viel chaotischer, ohne jahrelange Planung. Es passiert einfach sehr viel spontan. Vieles ist möglich, was in anderen Ländern für junge Künstler oft unmöglich ist, wo junge Künstler gar keine Möglichkeiten finden. In Israel herrscht eine chaotische Offenheit.

Selbstportrait. Foto: Felice Naomi Wonnenberg

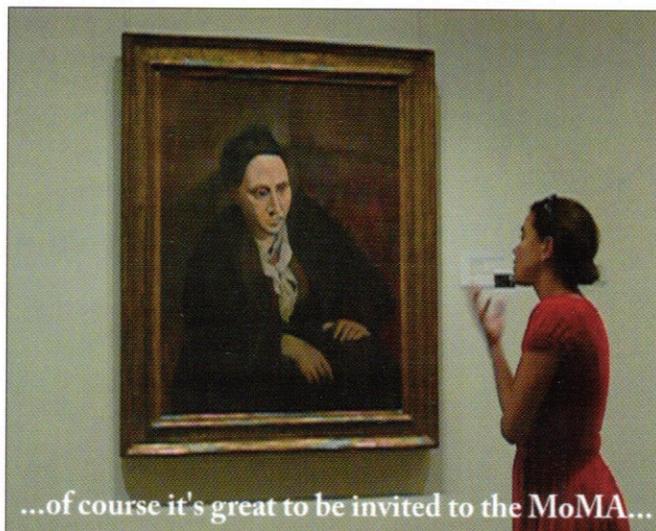
DAVID: Seit wann sind Sie als Künstlerin aktiv?

Felice Naomi Wonnenberg: Ein Künstler ist „Opfer seiner Triebe“ um es mit Brecht zu sagen. Bereits als ich noch in Berlin lebte begann ich, Experimentalfilme zu machen. Ich arbeitete mit Videos im Krankenhaus, da ich selbst ans Krankenbett gefesselt war. Das war der Beginn meiner Video-Kunst. Aus der liegenden Position hielt ich meine Erfahrungen des Gefesselt-Seins und der Monotonie im Krankenhaus fest.

DAVID: Von welchem Punkt sind Sie gestartet?

Felice Naomi Wonnenberg: Ich ging meinen Weg

von der klassischen Schule der Fotografie hin zur digitalen Video-Kunst. Später, in Israel, hatte ich kein Geld mehr; verschiedene Dinge waren geschehen. Ich war gezwungen, Videos ohne Video-Kamera zu machen, denn meine Kamera war kaputt, und ich konnte mir keine Reparatur leisten. So entstanden zwei Arbeiten. Eine davon, *Kvetshing (Complaining) to Gertrud Stein (2007)*, setzt sich humorvoll-kritisch mit der Situation des Künstlers und der Anatomie des Kunstmarktes auseinander: Alle bekommen Geld, nur der Künstler nicht. Ausgangspunkt dieser Arbeit war eine Einladung, die ich vom New Yorker Museum of Modern Art bekam, dort meine Arbeiten zu zeigen. Das israelische Außenministerium bezahlte meinen Flug als Förderung für eine ausgezeichnete israelische Künstlerin. Meine Reisekosten waren damit aber nicht gedeckt. Trotzdem lehnte ich die Einladung nicht ab, schließlich ist das Museum ja sehr renommiert. Mein Bankkonto war nach dieser Reise überzogen. Ich musste einen völlig kunstfremden Job annehmen, um die Schulden, die mir aus dieser Ausstellung entstanden waren, wieder abzarbeiten und ich hatte keine Zeit mehr für meine Kunst. Aus Wut über diese Zwangslage begann ich Videos ohne Video-Kamera zu machen.



Kvetshing to Gertrud Stein, Standbild. Mit freundlicher Genehmigung Felice Naomi Wonnenberg.

DAVID: Wie geht denn das?

Felice Naomi Wonnenberg: Ich benutzte den gewöhnlichen Touristen-Fotoapparat eines Freundes, ausgerüstet mit einem *movie-* Modus. Damit kann man Kurzfilme von 1 Minute und 10 Sekunden Dauer aufnehmen. So lange läuft das, dann ist



MMag. Dr. jur. Clemens O. Graninger

*Wirtschaftstreuhandler - Beeideter
Buchprüfer und Steuerberater
Allgemein beeideter und gerichtlich zertifizierter
Sachverständiger*

A-1030 Wien, Jacquingasse 31
Tel: 01/798 53 35, Fax: 01/ 799 21 90
e-mail: treujaq@nexta.at

wünscht allen Leserinnen und Lesern
des DAVID ein schönes Chanukkafest!

Zum bevorstehenden Chanukka-
fest 5769 übermittelt die
Politische Akademie der ÖVP
allen jüdischen Mitbürgern
vor allem aber den Leserinnen
und Lesern der Zeitschrift DAVID
die besten Grüße und Wünsche!

MODERNPOLITICS

POLITISCHE AKADEMIE DER ÖVP

ÖVP

Die Österreichische Volkspartei
wünscht ein friedvolles Chanukka-Fest!

Josef Pröll
Bundesparteiobmann

Fritz Kaltenegger
Generalsekretär

Österreichische Volkspartei 1010 Wien, Lichtenfelsgasse 7, Tel +43 (1) 401 26-0, Fax -109, www.oevp.at, email@oevp.at

LINNERTH

EXKLUSIVE HERRENMODE



Am Lugeck 1-2 1010 Wien
Tel.: +431-513 8318
www.linnerth.com

PAL ZILERI

JACOB COHEN

BOGLIOLI

GIMO'S

C.P. COMPANY

„Der Schoß ist fruchtbar noch...“ Jüdischer Hauptfriedhof in Bukarest geschändet

 Claus STEPHANI

Als vor mehr als achtzehn Jahren, im März 1990, der damalige Oberrabbiner Rumäniens Dr. Moses Rosen in einem Interview für die Bukarester deutsche Tageszeitung *Neuer Weg* sagte, es gäbe für die rumänischen Juden nur noch zwei sichere Wege, um das Land zu verlassen – der eine führe zum internationalen Flughafen Otopeni, der andere auf die Şoseaua Giurgiului, zum Israelitischen Hauptfriedhof, wurde diese Äußerung Rosens von „neuen freiheitlichen Stimmen“ heftig kritisiert. Denn man meinte, dass nun, nach dem Ende der Ceauşescu-Diktatur, „eine neue demokratische Ära“ beginnen würde. Schon bald danach wurde deutlich, dass diese „neue Freiheit“ viele Gesichter hat, und einige kannte man schon: jene der ehemaligen kommunistischen Nationalisten und jene der alten, auferstandenen Rechtsradikalen, die sich nun in der politischen Szene lautstark zurück meldeten. Und als kürzlich in der rumänischen Hauptstadt der jüdische Friedhof in einem unvorstellbaren Ausmaß verwüstet wurde, erkannte man, dass heute nicht einmal mehr dieser „zweite Weg“ so „sicher“ ist.

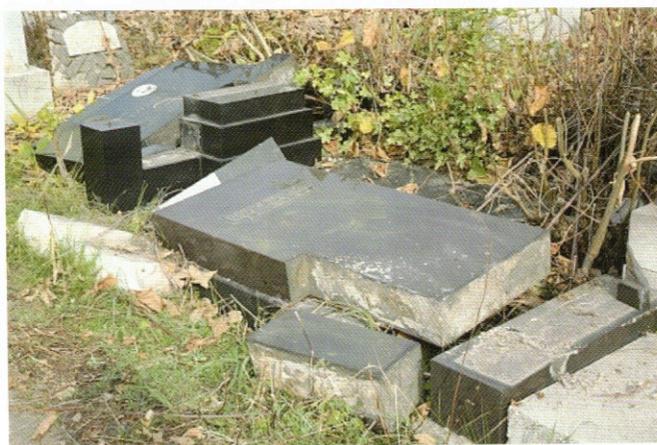
Während der Hohen Feiertage – Rosch ha-Schana, Jom Kippur, Sukkot und Simchat Tora – haben bisher nicht eindeutig identifizierte Täter den Jüdischen Hauptfriedhof auf der Şoseaua Giurgiului 162 in Bukarest geschändet. Das geschah, als für Gläubige der Besuch eines Friedhofs untersagt war. Dadurch konnte der Tatbestand erst mit Verspätung



Zerstörte Grabmale auf dem jüdischen Hauptfriedhof in Bukarest. Foto: Edi Kupferberg

festgestellt werden. Diesem Verbrechen, das an die dunkelsten Zeiten des Faschismus erinnert, fielen 131 Grabmäler zum Opfer, darunter 53 Stelen aus Marmor und Granit von unersetzbarem kunsthistorischen Wert, die teils völlig zerstört wurden.

Die Ermittlungen der hauptstädtischen Polizei und Staatsanwaltschaft haben noch keine überzeugenden und eindeutigen Erkenntnisse erbracht. Denn die bisherigen Ergebnisse der Untersuchungen sind widersprüchlich und unglaubwürdig. So heißt es, dass vier Schüler einer benachbarten Allgemeinschaft, „Fünf- und Siebtklässler“, drei von ihnen noch nicht vierzehn Jahre alt, die 131 Grabmale zertrümmert hätten. Das war aber nicht ohne schwere Hämmer möglich. Die Zerstörungsaktion wurde angeblich mit einem Handy gefilmt, doch am darauffolgenden Tag wieder gelöscht, so dass dies-



Unbekannte Täter haben während der jüdischen Feiertage den Hauptfriedhof in Bukarest verwüstet. Foto: Edi Kupferberg

bezüglich kein Beweismaterial mehr vorhanden sei. Angeblich wollten „die Kinder“ mit dem Handy einen Hip-Hop-Film „drehen“. Das habe sich – so die Pressemeldungen zu den widersprüchlichen Angaben der vermeintlichen Täter – am 22. oder 23. Oktober zugetragen. Einmal heißt es, „die vier Schüler“ – die in der zentralen Tageszeitung „România liberă“, als „kleine Buben“ bezeichnet werden – hätten diesen Akt der Zerstörungswut vormittags zwischen 10 und 12 Uhr durchgeführt. Dann wieder berichtet, dass die Friedhofschändung in der Nacht stattgefunden haben soll.

Außerdem hatten die Täter auch Fenster des Verwaltungsbüros eingeschlagen, die Inneneinrichtung verwüstet und die Wände mit Hassparolen beschmiert. Der materielle Schaden beläuft sich auf schätzungsweise 1,2 Millionen Euro. Dem Ansehen des Landes, das Mitglied der Europäischen Union ist, wird dadurch ein noch viel höherer Schaden zugefügt, der nur schwer abzuschätzen ist.

Unter den geschändeten Gräbern und Grabsteinen

Das Leben eines Vielseitigen

Das Jüdische Museum Wien zeigt zu Friedrich Torbergs 100. Geburtstag eine umfangreiche Schau

 Julia URBANEK

„Was ist die Hakoah?“, „Wer weiß, wie die Heilige Schrift der Juden heißt?“, „Was bedeutet Zionismus?“ Eifrig beantworten die Schüler Fragen, während sie durch die Ausstellungsräume wandern. An einem Dienstagvormittag lernt hier eine Schülergruppe anhand eines nicht alltäglichen Lebens über jüdischen Alltag in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Eines Lebens, das 1908 begann und 1979 endete, das Leben eines Vielseitigen. Friedrich Torberg, der im September 100 Jahre alt geworden wäre, ist die spannende Schau im Jüdischen Museum Wien gewidmet, die noch bis 1. Februar 2009 zu sehen ist. „Die Gefahren der Vielseitigkeit“, die das Leben des Begabten und Früherkannten prägten, werden hier in einzelnen Räumen thematisiert. Ob die jungen Menschen schon den „Schüler Gerber“ gelesen haben? Natürlich, längst, antworten sie. Torbergs erster Roman, geschrieben, nachdem er selbst bei der Matura durchgefallen war, ist bis heute Pflichtlektüre für Heranwachsende. Im Jüdischen Museum können die Schüler die biografischen Hintergründe des Romans entdecken: Torbergs Maturafoto etwa, als er sie im zweiten Anlauf schließlich doch schaffte. Und einen kuriosen Brief: Von Torbergs Lehrer Schwefel, im Roman der gefürchtete Lehrer Gott Kupfer, der um ein Belegexemplar des Buches bittet.

Der „Schüler Gerber“ und seine frühesten literarischen Versuche haben Torberg auch dazu veranlasst, sich einen Künstlernamen zu suchen – er wählte eine Zusammensetzung aus dem Namen seines Vaters, Alfred Kantor, und dem seiner Mutter, Therese Berg. Geboren wurde der spätere Kritiker, Übersetzer, Schriftsteller und Herausgeber als Friedrich Ephraim Kantor, am 16. September 1908 im 9. Wiener Gemeindebezirk. Er besuchte die Volksschule in der Grünentorgasse und das Realgymnasium in der Wasagasse. Im Gymnasium wurde er bald Schulsprecher und Obmann eines Literaturklubs. Seine Jugend prägte aber vor allem eine andere Leidenschaft, der einer der ersten Räume der Ausstellung gewidmet ist: Sport, und hier vor allem Fußball. Schani Kantor, wie Torberg in jungen Jahren genannt wurde, war Anhänger der 1909 gegründeten „Hakoah“. Der Sport wurde ihm Lebensgefühl und wesentlich für seine politische Einstellung und selbstbewusste Haltung gegenüber dem Judentum. Schani Kantor landete allerdings nicht beim Fußball, in dem die „Hakoah“ schon große Erfolge hat – er wurde Schwimmer und gefeierter Wasserballer, nachdem er 1924 dem FC Hagibor Prag beigetreten war. Sein Roman „Die Mannschaft“ (1935) ist über weite Strecken autobiografisch zu lesen, er spiegelt Torbergs Begeisterung

für Sport und Zusammengehörigkeit in einer Mannschaft. Oft wurde Torberg allerdings vorgeworfen, auf politische Spannungen, die zur Zeit der Entstehung des Werks bereits mehr als spürbar waren, gar nicht eingegangen zu sein.

Durch eine Beförderung des Vaters kam Torbergs Familie Anfang der 20er-Jahre nach Prag, was dazu führte, dass Friedrich 1924 die tschechoslowakische Staatsbürgerschaft erhielt, die er bis 1945 behielt. Torberg begann erfolglos Rechtswissenschaften zu studieren und arbeitete in Prag, Wien und Leipzig als Journalist. 1933 wurden Torbergs Bücher in Deutschland von den Nationalsozialisten verboten. Zur Zeit des „Anschlusses“ hielt sich Torberg zum Glück gerade in Prag auf. Da er aber gesucht wurde, emigrierte er im Juni 1938 zuerst nach Zürich. Bald ging es weiter nach Frankreich, da seine Papiere nicht verlängert wurden und er einer Ausweisung zuvorkommen wollte. 1940 bekam Torberg ein Visum für die USA: Als einer von „Ten Outstanding German Anti-Nazi Writers“ hatte er einen Jahresvertrag bei Warner Brothers in Hollywood erhalten. Die Arbeit befriedigte ihn allerdings nicht – er lenkte sich mit dem Schreiben unzähliger Briefe an Freunde und Kollegen ab, Briefe, die bis heute wertvolle Zeugnisse der Zeit im Exil sind. In Hollywood kam Torberg aber ein wenig zur Ruhe, die Emigranten blieben unter sich, und so vertiefte sich etwa die Freundschaft mit Franz Werfel und Alma Mahler-Werfel. Die Emigrantenkultur war in New York noch stärker als in Kalifornien, und Torberg entschloss sich bald, Hollywood zu verlassen und in den „Big Apple“ zu ziehen, wo er von 1944 bis 1951 lebte. Hauptthemen seines Erzählwerks aus dieser Zeit („Mein ist die Rache“, Hier bin ich, mein Vater“, „Die zweite Begegnung“) sind die Auseinandersetzung mit dem Jude-Sein und der Konflikt zwischen Individuum und totalitärem System.

1951 kehrte Torberg nach Österreich zurück. Er lebte in Breitenfurt bei Wien und in Bad Aussee und wurde zu einer zentralen Figur des Wiener Kulturbetriebes. Eine der zahlreichen Videoaufnahmen in der Ausstellung im Jüdischen Museum, vor denen man wohl Stunden verbringen könnte, zeigt eine Art „Homestory“ über Torberg in Breitenfurt. „Breitenfurt ist bekannt geworden durch Friedrich Torberg“, erklärt die Sprecherin bedeutungsschwer. Mit tiefer Stimme erklärt dieser später im Beitrag: „Breitenfurt ist wohl nicht so sehr durch mich bekannt als durch den guten Millirahmstrudel!“. Der gemütliche Kaffeehausliterat und anregende Erzähler – dieses oft strapazierte Bild Torbergs wird hier bestätigt, aber auch politische, kantige Facetten seines Lebens werden gezeigt.

Klassizismus - Bei Synagogen eine Seltenheit Zum 500. Geburtstag von Andrea Palladio

 Josef KERN

Seine Bücher über die antike und christliche Architektur Roms, die „Antichità di Roma“ (1554) und die später auch ins Deutsche und Englische übertragenen „Quattro libri dell'architettura“ von 1570 machten Andrea Palladio neben Leon Battista Alberti zum einflussreichsten Architekturtheoretiker der frühen Neuzeit. Sein Beinamen spielt auf die griechische Göttin der Weisheit, auf Pallas Athene an. Bauten wie die „Villa Rotonda“ bei Vicenza haben bis in die Gegenwart hinein Vorbildfunktion. Für sie schwärmte schon Goethe auf seiner Italienreise, und ein Blick auf Rublyovo-Arkhangelskoye, das vor Moskau gelegene neue Millionärs-Villenviertel beweist, dass man für repräsentative Gebäude noch immer am besten auf den an der antiken Baukunst geschulten Palladio zurückgreift.

Ausladende Tempelfronten mit Säulen, Attiken und Dreiecksgiebeln sind die Erkennungszeichen des Palladianismus. Mit diesem Wort schrieb der Italiener Architekturgeschichte, ist er doch der einzige, dessen Name Pate für einen Stilbegriff wurde. Vor allem in den protestantischen Ländern Nord- und Westeuropas sowie in den Vereinigten Staaten prägte der Palladianismus und der darauf basierende Klassizismus die Architektur. Er grenzt sich durch strenge, klassische Formen vom als katholisch empfundenen römischen Barock ab. Im Unterschied zu diesem kennt der Palladianismus kein konkav-konvexes Fassadenrelief und keine bewegten Umrisse. Charakteristisch ist eine klare, betont antikisierende Verwendung klassischer Bauformen, etwa durch Tempelfronten und Kolossalordnungen. Häufig ist auch das sogenannte Palladio-Motiv anzutreffen, bei dem eine höhere mittlere Bogenstellung von zwei schmalen, gerade abschließenden Öffnungen flankiert wird.

Andrea di Pietro della Gondola, genannt Palladio, wurde 1508 in Padua geboren. 1541 unternahm er eine erste Reise nach Rom, wo ihn besonders das Pantheon faszinierte. Zunächst wirkte Palladio als Baumeister in Vicenza, ab 1550 war er in Venedig tätig. Weniger bekannt als die Villen und Paläste sind seine Sakralbauten. Er projizierte antike Tempelfronten auf christliche Kirchen, wobei es ihm gelang, durch vielfältige Variationen und Kombinationen dieses Motivs einen harmonischen Übergang zur Kuppel zu schaffen. Palladios erste praktische Auseinandersetzung mit dem Sakralbau war 1559 die Errichtung einer neuen Fassade von San Pietro, der Kirche, welche vom 7. Jahrhundert bis 1807 als Kathedrale des Bistums Venedig diente. Dann erhielt

er die ehrenvolle Aufgabe, den Neubau der Kirche San Giorgio Maggiore auf der Insel San Giorgio di Castello zu errichten. Gegen Ende seines Lebens baute er im Auftrag der venezianischen Stadtherren die Kirche Il Redentore auf der Insel Giudecca, deren großartige Schauseite zum gegenüber liegenden Dogenpalast ausgerichtet ist. Sein letzter Sakralbau vor seinem Tod 1580 war der Tempietto Barbarano in Maser.

Diese Kapelle in Maser mit seinem an das Pantheon in Rom erinnernden Portikus ist ein überkuppelter Zentralbau, von dem Palladio sagte, er sei die vollkommenste und hervorragendste Form eines Gotteshauses, da sie in allen ihren Teilen gleich weit entfernt vom Mittelpunkt entfernt und am geeignetsten sei, die Einheit, das unendliche Wesen, die Gleichförmigkeit und die Gerechtigkeit Gottes zu bezeugen. Die Rückbesinnung auf die Antike und vor allem auf den Zentralbau sollte für den protestantischen Kirchenbau des 17. und 18. Jahrhunderts von Bedeutung sein. Ein Beispiel ist Georg Wenzeslaus von Knobelsdorffs den Hugenotten dienende Französische Kirche in Potsdam, ein kleiner Zentralbau mit deutlichen Anklängen an das Pantheon in Rom.

Für den Bau von Synagogen war das Pathos Palladios kaum geeignet. So darf es nicht verwundern, dass im 18. und 19. Jahrhundert am antiken Formenrepertoire orientierte jüdische Gebetshäuser Seltenheitswert hatten. Eine nach dem Vorbild eines römischen Tempels gestaltete Synagoge entwarf der Frühklassizist und Freimaurer Friedrich Wilhelm Freiherr von Erdmannsdorff 1789 für Wörlitz. Sein süddeutscher Kollege Friedrich Weinbrenner baute 1798 die neue Synagoge in Karlsruhe, einen seltsam anmutenden Stilmix aus ägyptischen, gotischen und antikisierenden Bauteilen. Bis zu ihrer Zerstörung durch einen Brand im Jahre 1871 gelangten die Besucher durch eine mit Spitzbogen gegliederte Halle in einen Innenhof, welcher wie ein Atrium wirkte, ähnlich einem Peristyl mit mächtigen dorischen Säulen. Die Synagoge selbst wies die Gestalt einer Basilika auf und verfügte über einen antikischen Tempelgiebel und einen mächtigen Lünettenbogen als Fenster.

Carl Gotthard Langhans, Erbauer des Brandenburger Tores in Berlin, errichtete 1829 die Storch-Synagoge in Warschau, die eine klassische Tempelfassade aufweist. Ebenfalls klassizistisch ist die Wilhelms-havener Synagoge. Weniger dem Palladianismus als vielmehr der Neo-Renaissance verpflichtet war Carl

Vermögen der „Stiftung für Volkswohnungen“.

Als kurze Zeit später, 1898, diese Stiftung anlässlich des 50-jährigen Regierungsjubiläums Kaiser Franz Josefs unter großem publizistischen Aufwand einen Wettbewerb für ein Volkwohnungsprojekt in Wien-Ottakring ausschrieb, beteiligte sich selbstverständlich auch Josef Unger, der ja damals zu den wenigen Experten auf diesem Gebiet zählte. Nach seinen Erfahrungen mit dem Favoritner Projekt und dem Scheitern der Reihenhauseidee basierte sein Entwurf jetzt auf der Geschossbauweise, wobei er vierstöckige Häusergruppen um einen zentralen Innenhof, von dem auch die Treppenhäuser zugänglich waren, situierte. Erstmals waren auch Gemeinschaftseinrichtungen wie Waschküchen und Baderäume vorgesehen. Damit nahm dieses Konzept Ungers bereits wesentliche Kriterien der „Volkswohnpaläste“ des „Roten Wien“ der Zwischenkriegszeit vorweg. Allerdings erhielt Unger, da er seinen Entwurf aus Zeitmangel nicht näher ausführen konnte, nur den 2. Preis und daher auch nicht den Auftrag für das Projekt der „Kaiser-Jubiläums-Volkswohnhäuser“.¹⁰ Unger konnte sein Konzept - wenn auch in wesentlich bescheideneren Dimensionen - etwas später im Rahmen zweier Wohnanlagen für die Landarbeiter des Chorherrenstiftes von Klosterneuburg in Niederösterreich realisieren (1898 Jubiläumsarbeiterwohnhaus, Wiener Straße 68 und 1910 der so genannte „Kreindlhof“, Albrechtstraße 105-107), wobei allerdings aufgrund des Umstandes, dass Klosterneuburg damals noch über keine Wasserleitung und Kanalisation verfügte, Abstriche bei den hygienischen Einrichtungen gemacht werden mussten (Abb.2).¹¹ Auch diese frühen Beispiele sozialen Wohnbaus bestehen bis heute. Es entbehrt jedoch nicht einer gewissen Symbolik, dass auf der Bautafel, die im Flur der Anlage angebracht ist, nur der Bauführer und der ausführende Baumeister, aber nicht der Name des planenden Architekten angeführt ist, obwohl Unger seine Entwürfe zu diesem Projekt ausführlich publiziert hatte.¹²

Als Josef Unger 1904 nach fünfunddreißigjähriger Tätigkeit für die Österreichische Nordwestbahn hoch geehrt in Pension ging, arbeitete er noch einige Zeit weiter als freier Architekt, wobei der Wohnbau sei-



Abb. 2: Jubiläumsarbeiterwohnhaus Klosterneuburg.
Foto zur Verfügung gestellt: U. Prokop

ne Domäne blieb (unter anderem errichtete er einige Villen im Währinger Cottage, die heute jedoch nicht mehr erhalten sind). 1922 verstarb Unger, der eine Frau und eine Tochter hinterließ, im 76. Lebensjahr in Wien. Obwohl er zu den wichtigen Vordenkern des sozialen Wohnbaus zu zählen ist, ist sein Name heute zu Unrecht völlig vergessen. ■

1 U. a.: H. u. R. Hautmann, Die Gemeindebauten des Roten Wien 1919-1934, Wien 1980; Kommunaler Wohnbau in Wien 1923-1934 (Kat.), Wien 1978; M. Tafuri, Vienna Rossa, Milano 1980; H. Weihsmann, Das Rote Wien, Wien 1985 und Eve Blau, The architecture of Red Vienna 1919-1934, Cambridge (Mass.), 1999

2 Matrikenstelle der IKG Wien

3 Schülerbogen des Archivs der Technischen Universität

(TUWA), Heinrich v. Ferstel erbaute unter anderem die Votivkirche und die Wiener Universität.

4 Josef Unger, Der Arbeiterbauverein in Copenhagen und die Spar- und Bauvereine in Deutschland. In: Zeitschrift des österreichischen Ingenieur- und Architektenvereines 47.1895, S.545ff und S.556ff

5 Der Anteil der jüdischen Studenten an der Technischen Hochschule erreichte zeitweise bis zu 30 %. Der Umstand des hohen Anteils von jüdischen Mitgliedern des Österreichischen Ingenieur- und Architektenvereines (u. a. der Großindustrielle Karl Wittgenstein, der Vater des Philosophen Ludwig Wittgenstein) führte daher nach dessen Auflösung 1938 zu einem erheblichen ideellen und materiellen Aderlass, von dem sich der Verein auch nach seiner Neukonstituierung 1945 nie mehr so recht erholen konnte. Siehe dazu: Georg Widtmann, Ein Blick zurück, Abriss der Geschichte des ÖIAV, in: Zeitschrift d. österr. Ingenieur u. Architektenvereines 143.1998, H.7 (Festschrift 150 Jahre Österreichischer Ingenieur- und Architektenverein)

6 Maximilian Steiner, Zur Reform der Armenpflege in Österreich, Wien 1880 - Dr. Maximilian Steiner ist nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Theaterdirektor

7 J. Unger; Die Arbeiterwohnhäuser in Wien Favoriten. In: Wochenschrift des Österr. Ingenieur- und Architektenvereines 11.1886, S.329ff

8 Unger, siehe oben

9 Maximilian Steiner, Der „Verein für Arbeiterhäuser“ in Wien, Wien 1896

10 Diese Anlage, die zu Unrecht in der Literatur zumeist als der erste soziale Wohnbau in Wien angeführt wird, wurde schließlich nach den Plänen der Architekten Leopold Simony und Theodor Bach realisiert.

11 Josef Unger, Das Jubiläums-Arbeiterwohnhaus des Chorherrenstiftes Klosterneuburg. In: Zeitschrift d. Österr. Ingenieur- u. Architekten-Vereines 51.1899, S.545f - Unger ist möglicherweise durch seine Tätigkeit als Bahninspizient in geschäftlichen Kontakt mit dem Chorherrenstift gekommen

12 Siehe dazu Josef Unger, Der Kreindlhof in Klosterneuburg, in: Zeitschrift d. Österr. Ingenieur- u. Architektenvereines 59 1907, Nr. 28, S.501f



Ursula PROKOP

Die Leistungen des „Roten Wien“ in der Zwischenkriegszeit, insbesondere auf dem Gebiet des sozialen Wohnbaus, stehen bis heute weltweit im Mittelpunkt des Interesse zahlreicher Wissenschaftler und Publikationen. In der sehr umfangreichen Literatur zu diesem Thema hat man sich unter anderem auch mit den diversen Ursprüngen und Vorbildbauten dieses kulturhistorischen Phänomens auseinander gesetzt.¹ Eine kleine Siedlung in Favoriten, die das erste Beispiel sozialen Wohnbaus in Wien überhaupt darstellt, wurde jedoch bis dahin nie erwähnt. Ebenso ist deren Mitinitiator, der Architekt Josef Unger, der auch sonst eine höchst bemerkenswerte Persönlichkeit gewesen ist, heute in völlige Vergessenheit geraten. Der frühe Pionier soll hier gewürdigt werden.

Josef Unger wurde 1846 als ältestes von vier Kindern des Kaufmannes Isidor Unger in Kuna-rowitzl nahe Bielsko-Biala, das damals noch zu österreichisch-Galizien gehörte (heute Komorowice, Polen), geboren.² Über die Zwischenstation Brünn in Mähren, wo der Knabe die Oberrealschule absolvierte, kam die Familie im Anfang der sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts nach Wien. Als einer der ersten jüdischen Studenten überhaupt besuchte Unger das damalige Wiener Polytechnikum (die Vorläuferinstitution der heutigen Technischen Universität), wo er unter anderen den renommierten Ringstraßenarchitekten Heinrich v. Ferstel als Lehrer hatte.³ Mehrere Indizien weisen darauf hin, dass die Familie damals in sehr bescheidenen Verhältnissen lebte. Wie viele der weniger begüterten Juden, die zumeist aus Galizien kamen, wohnte man im 2. Wiener Bezirk, der Leopoldstadt, und der Student Josef war vom Schulgeld befreit. Nach der Beendigung seines Architekturstudiums erhielt Unger 1868 eine Anstellung bei der Österreichischen Nordwestbahn, arbeitete aber - vor allem in seinen späteren Jahren - nebenbei auch als freiberuflicher Architekt. Die damals gerade neu gegründete Eisenbahnlinie der Nordwestbahn war eine wichtige Verbindung zu den schnell an Bedeutung gewinnenden Industriegebieten in Böhmen und Mähren. In seiner Funktion als Inspektor war Josef Unger - neben der Planung von „Aufnahmegebäuden“ (wie man damals die Stationsgebäude nannte) - insbesondere auch mit der Errichtung von Wohnhäusern für die Bahnangestellten befasst, die im Zuge des Baues neuer Bahnstrecken erforderlich waren. Diese Bauaufgabe, die damals noch vergleichsweise Neuland war,

veranlasste Unger zahlreiche Studienreisen insbesondere nach Westeuropa zu unternehmen, um sich mit dem Arbeiterwohnbau und dem Einfamilienhaus zu beschäftigen. Unger, der seine Erfahrungen auch in zahlreichen Fachartikeln publizierte, wurde in der Folge zu einem der anerkanntesten Experten auf diesem Gebiet. Insbesondere der ehrenvolle Ankauf seiner 1895 erschienenen Studie über dänische und deutsche Arbeitersiedlungen seitens der kaiserlichen Fideikommissbibliothek veranschaulicht sein hohes fachliches Prestige.⁴ Dieser Umstand ist um so mehr hervorzuheben, als das Thema zu jener Zeit von den meisten Architekten völlig negiert wurde, da Wohnbauten - insbesondere für die unteren sozialen Schichten - nach damaligem Verständnis nicht in die Kategorie der „Baukunst“ fielen

Es mag auf den ersten Blick erstaunlich scheinen, dass Probleme des sozialen Wohnbaus, die für eine bis dahin weitgehend in agrarischen Strukturen verhaftete Gesellschaft neu waren, im Zusammenhang mit dem Bahnwesen thematisiert wurden. Doch es sei darauf hingewiesen, dass die Bahn und alles, was damit zusammenhing einer der wichtigsten Faktoren des Modernisierungsschubes im 19. Jahrhundert war. Nicht nur, dass die Errichtung neuer Bahnlinien zahlreiche technische Innovationen wie neue Konstruktionsverfahren, Brückenbauten und die Rationalisierung des Bauwesens zur Folge hatten, ermöglichte sie den Menschen eine bis dahin nie gekannte Mobilität. Dieser Umstand veränderte nicht nur die gesellschaftlichen Strukturen - verwiesen sei auf den Zuzug der Landbevölkerung in die Städte und die bessere Nutzung der Rohstoffe für die neu entstehende Industrie - sondern veränderte auch die Alltagskultur, insbesondere durch die Entstehung des modernen Tourismus mit all seinen Folgen. Nicht zuletzt fand das Phänomen „Bahn“ auch seinen künstlerischen Niederschlag in den Bildern der Impressionisten, für die die dampfenden Lokomotiven und die flirrende Atmosphäre der großen Bahnhöfe immer wieder ein beliebtes Sujet war.

Nicht zufällig spielten Juden, die aus den bis dahin bestehenden wirtschaftlichen Strukturen weitgehend ausgeschlossen waren, auf dem Gebiet des Bahnwesens von Anfang an eine bedeutende Rolle, insbesondere die großen Familien Pereira und Rothschild, die als Initiatoren und Finanziere den Aufbau des österreichischen Eisenbahnnetzes

**ISRAELITISCHE
KULTUSGEMEINDE
SALZBURG**

wünscht allen
Mitgliedern und Freunden
ein friedliches
Chanukkafest

**Die SPÖ und der
SPÖ-Landtagsklub
Salzburg**

wünschen allen
Leserinnen und Lesern
ein friedliches
Chanukkafest!

Keller & Co
Wirtschaftstreuhandges.m.b.H.
Buchengasse 174
A-1100 Wien
Tel.:01/6037264

wünscht allen Leserinnen und
Lesern des DAVID und der
jüdischen Gemeinde in Österreich
ein friedliches Chanukkafest!

Firma Polycommerz
1010 Wien, Johannesgasse 12
Familie Rosenberg
*wünscht allen Verwandten,
Kunden und Bekannten
ein schönes Chanukkafest!*

**Turgut MERMERTAS
und Familie**
wünschen allen ihren
Freunden und Bekannten
ein schönes Chanukkafest!

JÜDISCHES
MUSEUM
HOHENEMS 

Wir wünschen den Lesern des
DAVID und allen Freunden ein
schönes Chanukka Fest!

Schweizer Str. 5, 6845 Hohenems
www.jm-hohenems.at

**FAMILIE
ROBERT HERZLINGER**

*wünscht allen
Freunden und Bekannten
ein schönes Chanukkafest!*

**Alexander, Lena, Dana u.
Benjamin Roth**

wünschen allen Lesern
des DAVID
ein schönes
Chanukka-Fest!

**Mag. Tina Walzer
und Familie**
*wünschen allen Freunden
und Bekannten
ein schönes und friedliches
Chanukkafest!*

DR. ELYAHU TAMIR

*WÜNSCHT
ALLEN FREUNDEN,
BEKANNTEN UND VERWANDTEN
EIN SCHÖNES
CHANUKKA - FEST!*

**CHRISTINE RUTH
LEWERENZ-WEGHUBER
BEZIRKSRÄTIN A.D.**

wünscht allen
Freunden und Bekannten
ein friedliches Chanukkafest!

Ivan und Sonja Roth

wünschen allen Lesern
des DAVID
ein friedliches
Chanukka-Fest!

1010 Wien, Mahlerstraße 11

**FRAU MMAG. DDR.
ELISABETH
WIES - CAMPAGNER**

*wünscht allen Freunden und
Bekanntem ein friedliches
Chanukkafest*

**Michael und Dr. Elizabeth
FRIEDMANN
und Familie**

wünschen allen ihren
Freunden und Bekannten
ein schönes Chanukkafest!

Dr. PETER TAUSSIG

Facharzt für Gynäkologie
und Geburtshilfe

1160 Wien,
Maroltingergasse 90.
T: 493 32 95

*wünscht allen Freunden
und Bekannten ein schönes
Chanukkafest!*

te damals noch verschickt werden. Mein Dreirad zum Beispiel: Es ist angekommen in Palästina! Das war meine größte Freude, gleich nach dem Ausschiffen bin ich herumgefahren in Haifa. Auch meine Puppen sind angekommen, auch das war sehr wichtig für mich. Und dann hat das Zweite Leben begonnen.

DAVID: *Ihre Eltern waren aus Wien?*

Chava Blodek Kopelman: Meine Eltern stammen beide aus Krakau, sie kamen im Zuge des Ersten Weltkrieges nach Wien. Hier lernten sie einander kennen, 1925 war die Hochzeit, im Schmalzhof-Tempel. Die Großeltern waren dabei, sie gingen zurück nach Polen und schrieben Postkarten, auf Deutsch. Der Großvater war Deutsch-Lehrer in Krakau. Die „Geheimsprache“ meiner Eltern war Polnisch – der beste Weg für ein Kind, Sprachen zu lernen! Meine Mutter hatte außerdem noch in Krakau Hebräisch gelernt. Mit meinem Vater hingegen sprach ich auch in Palästina bzw. später Israel weiter Deutsch, während ich mit meiner Mutter Hebräisch und Deutsch abwechselnd sprach. Mit meinem Vater war es immer nur Deutsch. Aber nicht auf der Straße, denn damals gab es in Palästina einen Boykott der deutschen Sprache. Die anti-deutschen Gefühle waren in den 1940er Jahren sehr stark. Mich haben die Kinder damals ausgelacht, weil ich einen so starken deutschen Akzent hatte. Es dauerte zwei oder drei Monate, bis ich überhaupt Hebräisch konnte, aber immer noch mit deutschem Akzent. Ein paar Monate war es schwierig, dann habe ich es überwunden. In der zweiten Klasse war ich schon die beste Schülerin – vor lauter Wut. Ich wollte zeigen: ich kann!

DAVID: *Was bestimmte diese erste Zeit in Palästina für Sie?*

Chava Blodek Kopelman: Die Kinder, die bereits dort geboren waren, sprachen fließend sephardisches Hebräisch, sie lachten mich aus. Die Erwachsenen haben mich gut behandelt, es waren ja alles Emigranten. Ich wurde gleich in den Ulpan, den Hebräisch-Unterricht, geschickt, Von März bis Mai 1939 ging ich nach der Schule in das Nachmittags-Programm des Leo Baeck-Institutes, wo Kinder in der hebräischen Sprache unterrichtet wurden.

DAVID: *Hatten Sie damals noch Erinnerungen an Wien, Heimweh?*

Chava Blodek Kopelman: Ich glaube, ich habe mich bemüht zu vergessen. Ich erinnere mich an nichts. In der Gumpendorfer Straße 111, dort haben wir gewohnt, bevor wir auf den Margaretengürtel umgezogen sind - von dort habe ich eine kleine Erinnerung aus dem Kinderwagen. Aber sonst nichts. Wien blieb bei uns daheim. Meine Mutter

hat immer Operetten gesungen, und Platten mit Operetten gespielt. Mein Vater hat Lieder aus der k. u. k. Armee gesungen, er war dort Oberleutnant gewesen und verwundet worden. Auch das war eine Verbindung, die ihm später geholfen hat, wegzukommen. In der Monarchie hatte er sechs oder sieben Auszeichnungen bekommen. Bei jedem Geburtstag hat man Walzer getanzt, Strauss, Lehár, Kálmán. Ich liebe diese Sachen bis heute! Meine Mutter las Deutsch, vor allem Literatur, Thomas Mann, Jakob Wassermann, Hofmannsthal – das ist mit mir aufgewachsen. Man hat erzählt von Wien, die Bekannten waren ja auch alle aus Wien. Ich selbst wollte nur Israelin sein, aber das Deutsch ist doch auch mitgekommen, alles. In Wahrheit wollte ich es nicht loswerden, ich habe es gerne gehört, es sind wunderbare Leute, Leo und Walter Slezak, die Bücher: Ich liebe es bis heute.

DAVID: *Wie ist es für Sie, nach Wien zu kommen?*

Chava Blodek Kopelman: Ich war schon oft in Wien. Ich habe einen Wiener geheiratet. Er war Israeli, aber auch er war aus Wien. Seine Schwester ging 1951 nach Wien zurück, letztes Jahr ist sie gestorben. Das erste Mal haben wir sie 1963 besucht. Das war schwierig: Ich komme von hier, aber ich gehöre nicht dazu. Nach dem Tod meines Schwagers zu Beginn der 1990er Jahre kamen wir oft auf Besuch nach Wien, die Schwägerin war ja allein. Da kamen wir jedes Jahr. Sie wollte in Wien bleiben, wollte nicht weg, sagte: Ich gehöre nach Wien. Dann gingen wir auf Sommerfrische nach Tirol. Als Kinder waren wir in Mauer bei Wien auf Sommerfrische gewesen, in Reichenau an der Rax, in Puchberg am Schneeberg. Die Mütter mit den Kindern waren auf Sommerfrische, die Väter kamen an den Wochenenden nach.

DAVID: *Gibt es außer Ihnen Überlebende aus Ihrer Familie? Kennen Sie jemanden?*

Chava Blodek Kopelman: Vor etwa zwei Jahren bekam ich einen Anruf aus Kolumbien: Ich bin ein Blodek, wer bist Du? Er ist katholisch, wohnt in Medellín und hat zwei Töchter, die in Wien studieren. Die Eltern sind aus Wien. Sie kamen im Juni 1938 nach Kolumbien. Er weiß nicht, ob seine Mutter vielleicht Jüdin war. Ich habe recherchiert und fand heraus: Seine Eltern waren beide Juden, aus Krakau. Vor vier Generationen hatte es zwei Brüder gegeben, einer war meine Familie Blodek, der andere seine. Seine Eltern heirateten im Mai 1938 im Seitenstetten-Tempel, im Juni 1938 gingen sie nach Kolumbien. Sein Vater, Fritz Federico Blodek (Hirsch nach dem Geburtsschein) hat beschlossen, seine Kinder sollten keine Juden sein, sie sollten nichts wissen, es sollte ihnen nicht so gehen wie ihm selbst. Er war ein berühmter Architekt, auch in Kolumbien. Vor sechs Jahren ist er gestorben.

Diese Geschichten sollen verewigt werden! Chava Blodek Kopelman im Interview

 Tina WALZER

In den Räumen des ehemaligen Gemeindehauses, Herklotzgasse 21 wurde anlässlich des 70-jährigen Gedenktages der Novemberpogrome von 1938, zwischen 29. 10. und 28. 11. 2008 die Ausstellung „Das Dreieck meiner Kindheit. Eine jüdische Vorstadtgemeinde in Wien XV“ gezeigt. Sie thematisierte unter anderem den jüdischen Kindergarten in der Herklotzgasse, der bis 1938 existierte. Eines jener Kinder, die damals den Kindergarten besuchten, ist Chava Blodek Kopelman. Für DAVID erzählte sie über ihre Kindheit in Wien und die Flucht der Familie aus dem nationalsozialistischen Wien nach Israel.

DAVID: Sie sind in der Herklotzgasse in den jüdischen Kindergarten gegangen. Haben Sie Erinnerungen daran?

Chava Blodek Kopelman: Die Erinnerung an den Kindergarten hat mich vor etwa zwei Jahren zu beschäftigen begonnen, als ich ein Foto von unserer Kindergarten-Gruppe fand. Da begann ich nach den anderen auf dem Foto zu suchen – was ist aus ihnen geworden, haben sie überlebt? Gefunden habe ich Erika, Ditta und Edi. Die anderen auf dem Foto sind: Liesl, sie flüchtete nach Australien, so wie Lilli Hauser. Einer ging nach Canada. Hansi ging nach Tel Aviv, aber ich habe ihn nicht wiedergefunden. Unsere Lehrerin Malka Verständig wurde in Jugoslawien umgebracht. Bei einem Buben auf dem Bild weiß keiner von uns, wer er ist, und man denkt ständig: Ist er vergast? Es wäre ein richtiges Wunder, wenn alle gerettet worden wären.

DAVID: Waren Sie seit Ihrer Kindheit wieder in der Herklotzgasse?

Chava Blodek Kopelman: Vor zwei Jahren war ich erstmals da. Erika in Israel leitete mich an, sie sprach mit mir am Telefon, während ich durch die Herklotzgasse ging: Hier habe ich gewohnt, hier war das Geschäft meiner Eltern, und so weiter. Das war das teuerste Telefonat meines Lebens, aber wunderbar!

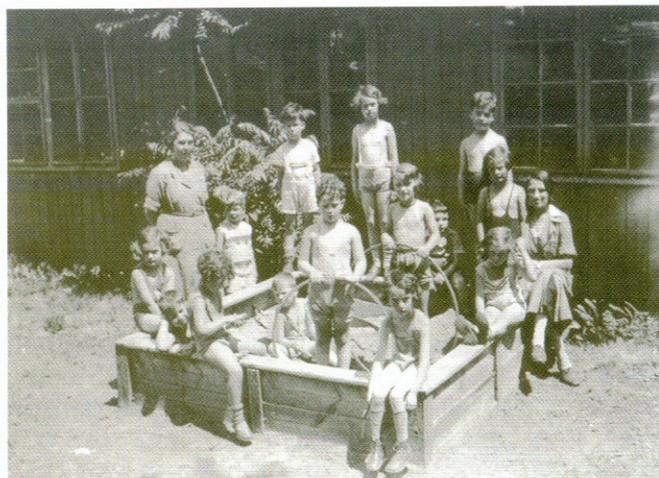
DAVID: Haben Sie heute zu anderen Kindergarten-Mitschülern Kontakt?

Chava Blodek Kopelman: Edi wohnt in Israel, 10 Autominuten entfernt von mir. 40 Jahre lang wussten wir nichts voneinander. Ist das nicht komisch? Der

Kindergarten war jüdisch-zionistisch und arbeitete nach dem Montessori-System. Es gibt keine Listen mit den Namen der Kinder, oder vergleichbare Unterlagen.

DAVID: Wie haben Sie Edi gefunden?

Chava Blodek Kopelman: Ich bin gern in den Kindergarten gegangen. Etwa ein halbes Jahr bevor die Herklotzgassen-Initiative startete, fand ich dieses Foto und begann nach den ehemaligen Kollegen zu suchen. Ich nannte es meine „Konsulat-Aktion“. Das gefundene Foto hingte ich nämlich am österreichischen Konsulat in Tel Aviv auf, es hängt immer noch dort. So bekam ich Hinweise auf Überlebende.



Kindergartengruppe im Hof Herklotzgasse 21, ca. 1935.
Foto: privat

DAVID: Wie sind Sie nach Israel gekommen?

Chava Blodek Kopelman: Ich wurde im September 1931 geboren. Am 13. 2. 1939 kam ich in Palästina an. Es war der Tag meiner zweiten Geburt. Vom Schiff herunter zu gehen war eine Geburt! Mein Vater hatte Wien schon viel früher verlassen können, im Mai 1938. Es war einfach für ihn gewesen, denn er hatte gute Verbindungen, als berühmter Schachmeister in Wien. Er dachte, ein Einwanderungszertifikat wäre leicht zu bekommen, aber letztlich dauerte es zehn Monate, bis meine Mutter mit mir weg konnte.

 Felice Naomi WONNENBERG

Beth Hatefutsoth – eines der drei nationalen Museen des Staates Israel hat Geburtstag: Genau halb so alt wie der jüdische Staat, präsentiert es seit dreißig Jahren jüdische Kultur und Geschichte der letzten 3000 Jahre. Jetzt zeigt es sich neu gestaltet und mit drei neuen Wechselausstellungen zum Jubiläum.

Das Museum, situiert auf dem Campus der Tel Aviver Universität, wurde am Israelischen Unabhängigkeitstag 1978 eröffnet. Konzipiert von Shayke Weinberg und Abba Kovner galt es als museologisch höchst innovatives und hochmodernes Museum.

Nachdem die Institution die finanziellen Krisen der letzten Jahren mit Hilfe großzügiger privater Spenden überwunden hat, zeigt sich das Museum nun zur Jubiläumsfeier am 20. November 2008 mit neuem Gesicht. Das gesamte Erdgeschoss wurde komplett neu und modern gestaltet; ein neuer Gebäudeflügel wird pünktlich zum Jubiläum eröffnet und mit drei neuen Wechselausstellungen bespielt. Eine dieser Wechselausstellungen ist dem Werk der deutschen Fotografen Leni und Herbert Sonnenfeld gewidmet, eine den jüdischen Gemeinden in Polen, eine dritte dem Thema „Historische Synagogen in der Türkei“.

Das Hauptaugenmerk liegt auf der Sonnenfeld-Ausstellung „Never looked better / Hat noch nie besser ausgesehen“. Denn hier wird nicht nur die bedeutende historische Sammlung der Fotografien des Künstlerpaares aus Berlin gezeigt. Die Kuratoren der Ausstellung Galit Eilat und Eyal Danon zeigen dieses Werk von historischer Relevanz im künstlerischen Dialog mit jungen zeitgenössischen israelischen und internationalen Künstlern. Michael Blum, Itamar Rose & Yossi Atia, Yael Bartana, Yochai Avrahami und Ilya Rabinovich greifen in ihren Fotografien und Videoarbeiten die Ästhetik der Berliner Fotografen auf und zeigen neue künstlerische Positionen dazu.

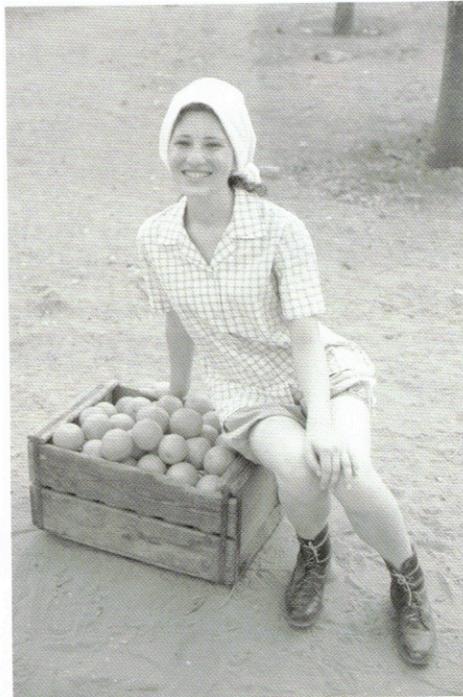
So produzierte der österreichische Künstler Michael Blum einen „post-zionistischen ewigen Kalender“, der sich kritisch mit der Ästhetik der zionistischen Propaganda der 30er Jahre auseinandersetzt. In seinem Kalender entfaltet sich, das visuelle Ur-

sprungsmaterial der Sonnenfelds aufgreifend und umwandelnd, im Verlauf der zwölf Monatsblätter ein neues Narrativ. Die Besucher sind eingeladen, einen dieser immerwährenden Kalender als zionistisches Souvenir mitzunehmen.

Eine andere Mitwirkende der Ausstellung, die israelische Künstlerin Yael Bartana, die international schon einen sehr guten Namen hat und sich hauptsächlich des Mediums Video Art bedient, zeigt diesmal Fotografien. Ihre Themen findet sie meist in einer kritischen Auseinandersetzung mit der aktuellen israelischen Politik. Auf dem internationalen Kunstmarkt liebt das Publikum Israelis, die ihr eigenes Land negativ kommentieren. So zeigte Bartana in einem früheren Video beispielsweise, wie die israelische Flagge vom Andromedafelsen vor Yaffo demontiert und statt dessen ein Olivenbaum gepflanzt wird. Dalia Levin, Direktorin des Museums in Herzlia, dem größten und wichtigsten Museum für zeitgenössische Kunst in Israel kommentiert dieses kunstmarkt-taktische Verhalten kritisch. „Bis vor kurzem ging es in der israelischen Kunst immer um den Palästina-Konflikt, denn das war es wofür sich ausländische Kuratoren interessierten. Ein israelisches Museum sollte jedoch unterschiedliche Standpunkte aufzeigen“, sagte sie „Ha'aretz“ kürzlich in einem Interview. Die israelische Künstlerin Deganit Berest, 59, bringt es noch deutlicher auf den Punkt: „Es ist als ob man nach Bali oder an einem anderen exotischen Ort reist, und

dann erwartet, dass die Einheimischen tanzen. Das frustriert mich.“ Und auch der junge israelische Kurator Joshua Simon betont: „Bei uns geht es doch nicht immer um Besatzung und Opferrolle.“

Dennoch - Künstler, die sich als Negativ-Botschafter des jüdischen Staates der Öffentlichkeit anbieten, werden wesentlich häufiger mit Auszeichnungen belohnt und zur Mitwirkung an wichtigen Ausstellungen eingeladen. So können sie auf der Welle des Anti-Israelismus zu Ruhm surfen. Die Logik hinter diesem Mechanismus ist simpel: Es wäre gesellschaftlich nach der Shoah in Europa nicht akzeptabel, israelische Flaggen zu demontieren. Eine israelische Künstlerin jedoch, die diese Geste



Aus der Sammlung Sonnenfeld. Mit freundlicher Genehmigung Beth Hatefutsoth

 Otmar HÖLL, Ayse DURSUN und Katrin ALAS

Das Österreichische Institut für Internationale Politik - *oiiip* ist eine politisch unabhängige wissenschaftliche Einrichtung, die im Jahr 1978 vom damaligen österreichischen Bundeskanzler Bruno Kreisky gegründet wurde. Seit dieser Zeit zählt das *oiiip* auf nationaler und internationaler Ebene zu den führenden „Think Tanks“ der politischen Forschung. In seiner vielfältigen Themenauswahl setzt sich das *oiiip* mit unterschiedlichen Bereichen der internationalen Politik auseinander, von europäischer Integration bis zu internationaler Umweltpolitik.

Dabei besitzt das *oiiip* eine doppelte Funktion: es ist einerseits ein Mitgestalter der wissenschaftlichen „community“, d.h. es trägt nicht nur dazu bei, dass Wissen sich vermehrt und verbreitet, sondern prägt und entwickelt gleichzeitig neues Wissen. Andererseits liegt die Funktion des Instituts darin, die breite nicht-wissenschaftliche Öffentlichkeit über politische Themen zu informieren und in die Diskussion einzubeziehen.

Beide Funktionen nimmt das *oiiip* mit Hilfe verschiedener Mittel wahr. Dazu gehören an erster Stelle Publikationen der MitarbeiterInnen des *oiiip* zu verschiedenen Themenbereichen der internationalen Politik, die dazu dienen, politisches Wissen nicht nur zwischen den vier Wänden

des Instituts zu horten, sondern in der Öffentlichkeit zu verbreiten. Zu den jüngsten Veröffentlichungen zählen *Obama. Weltmacht Was nun?* und *Internationale Sicherheit. Definitionen von A – Z*. (beide Heinz Gärtner), *From Islamists to Muslim Democrats?* (Cengiz Günay), alle im Herbst 2008 erschienen. Überdies ermöglichen Konferenzen, Workshops, Podiumsdiskussionen und Vorträge, die regelmäßig zu unterschiedlichen Themen stattfinden, den Wissensaustausch zwischen der wissenschaftlichen „community“ und der interessierten Öffentlichkeit. So fanden sich auf dem Veranstaltungsprogramm für November Veranstaltungen zu den Themen „US-Wahlen: Außenpolitische Perspektiven“ (06.11.), „Turkey’s Role in Central Asia. Effects on Europe“ (13.11.) und „Die Rolle Asiens in der künftigen

Weltordnung“ (26.11.). Diese Veranstaltungen werden von externen ExpertInnen begleitet, wodurch sich auch die Qualität des Wissensaustausches erhöht.

Auch für die Politik sind Publikationen, Veranstaltungen und Forschungsprojekte des *oiiip* von praktischem Nutzen und fungieren als Wegweiser. Das *oiiip* agiert dabei als Beratungsinstanz, die realistische Lösungen für außen- und sicherheitspolitische Probleme zu finden versucht.

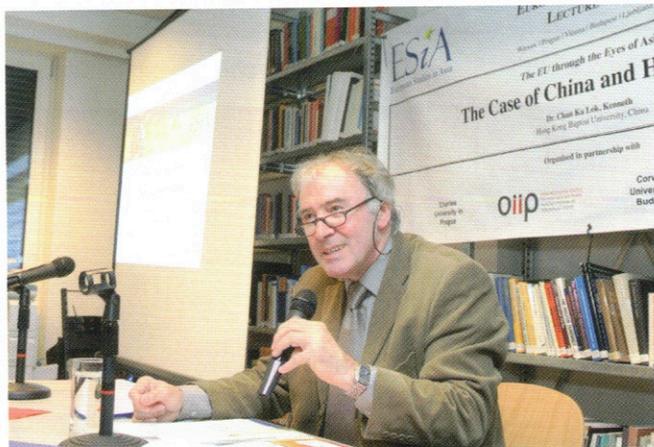
Darüber hinaus betont das *oiiip* als eine seiner zentralen Institutsstrategien die Bereitschaft zu nationaler und internationaler Vernetzung. Dementsprechend wird die Zusammenarbeit mit nationalen und internationalen Institutionen aktiv gesucht und gestaltet. So ist das *oiiip* mit vielen einschlägigen und bekannten

akademischen Instituten, Universitäten und „Think Tanks“ im In- und Ausland vernetzt, etwa mit der Diplomatischen Akademie Wien und dem Institut für Friedenssicherung und Konfliktmanagement auf nationaler Ebene oder auf internationaler Ebene mit dem European Consortium for Political Research ([ECPR](#)) und der International Studies Association ([ISA](#)).

Ein weiteres Anliegen des Instituts besteht in der Förderung des wissenschaftlichen Nach-

wuchses in Österreich. Junge WissenschaftlerInnen werden von der Antragstellung für die Finanzierung bis hin zur Durchführung ihrer Forschungsprojekte in jeder Phase ihrer wissenschaftlichen Arbeit unterstützt. Damit prägt das *oiiip* nicht nur die Gegenwart, sondern auch die Zukunft der österreichischen Politikwissenschaft. Von diesen Kontakten profitiert selbstverständlich nicht nur der wissenschaftliche Nachwuchs. Für das *oiiip* ergeben sich durch die Interaktion zwischen „Profis“ und „Anfängern“ neue, innovative Ideen, die einen „frischen Wind“ in das Institut bringen. „Partnership of Research“ stellt ein gutes Beispiel für solche Interaktionsplattformen dar.

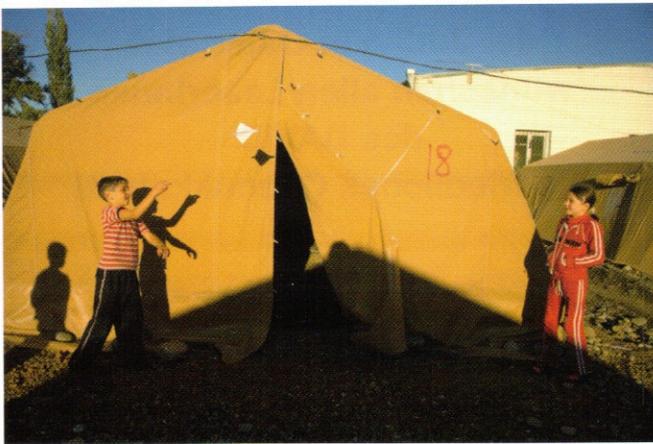
All diese Qualifikationen machen das *oiiip* zu einem der führenden „Think Tanks“, der sich darüber hinaus



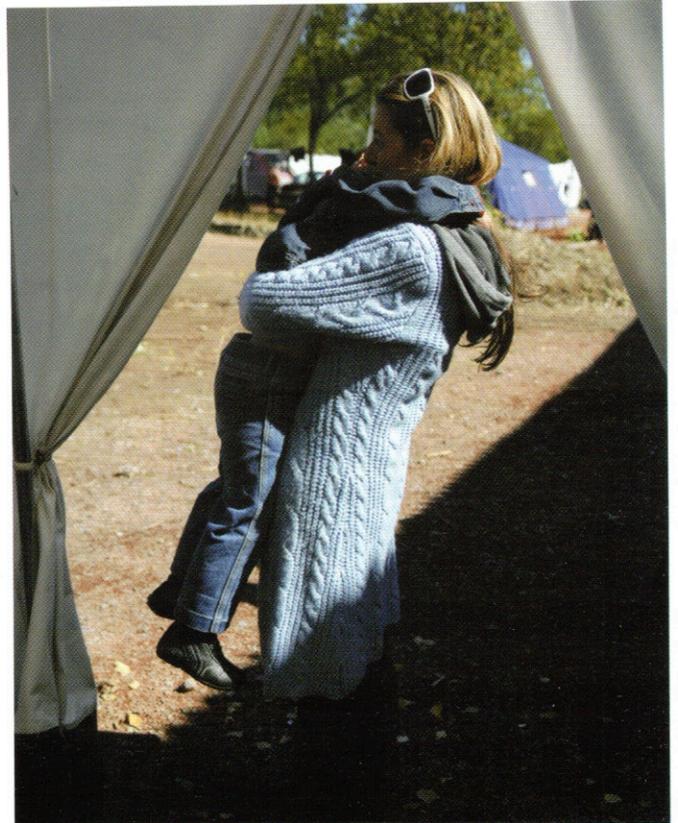
Ao. Univ. Prof. Dr. Otmar Höll bei einer Veranstaltung
Foto: *oiiip*

Die israelische Hilfsorganisation i-relief im Flüchtlingslager Gori, Georgien Ein Foto-Essay von Eran Yardeni

Das Flüchtlingslager von Gori in Georgien wird von etwa 2.000 Menschen bewohnt. Die meisten von ihnen sind aus der Sicherheitszone des nahegelegenen Süd-Ossetien geflohen. Das israelische Team von i-relief besteht aus Sozialarbeitern, die Erfahrung mit der Behandlung von Trauma-Opfern haben. Die Organisation arbeitet mit Frauen, Kindern, ihren Eltern und organisiert "ok-circles", ein psychotherapeutisches Spiel, das hilft, Traumata zu überwinden, indem man die Rolle eines Ausbildners übernimmt. Alle Fotos: Eran Yardeni. ■



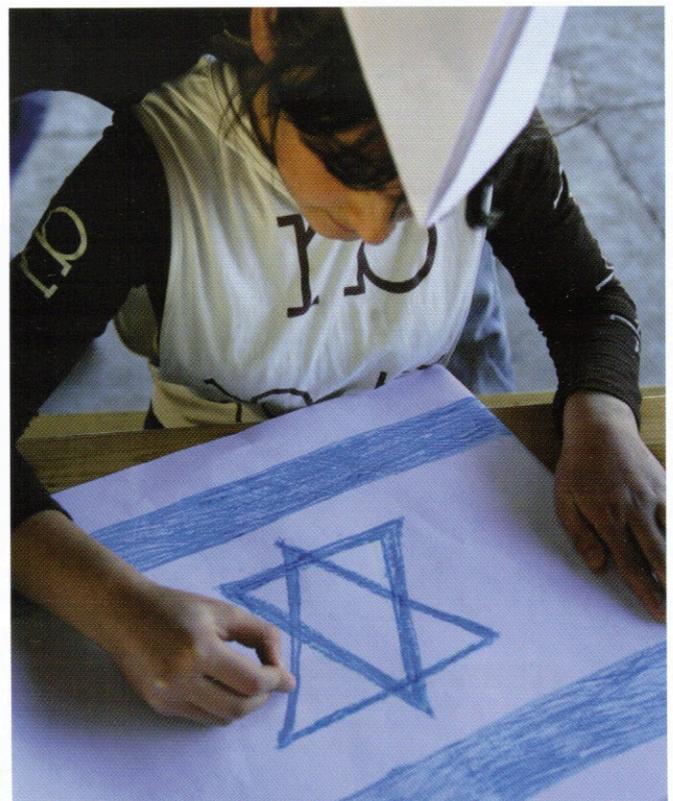
Kinder spielen mit einem Papierflugzeug, Flüchtlingslager Gori



Umarmung, Flüchtlingslager Gori



Ein freiwilliger Helfer von i-relief im Flüchtlingslager Gori



Ein Mädchen im Flüchtlingslager Gori zeichnet die israelische Flagge

auszuhandeln. Dennoch sind beide Seiten einander offensichtlich näher gekommen, als die öffentlichen Erklärungen erwarten ließen. Livni sprach von einem intensiven Prozess und ernsthaften Fortschritten.

Im Detail gaben Präsident Abbas und Außenministerin Livni bekannt, dass es in zahlreichen Bereichen des Verhandlungsprozesses Übereinstimmung gäbe. So wurde erstens die Bedeutung von kontinuierlichen, ununterbrochenen direkten bilateralen Verhandlungen betont. Zweitens wurde als Prinzip aufgestellt, dass nichts als übereingestimmt betrachtet wird, solange nicht ein Gesamtabkommen erreicht wurde, und drittens wurde die Wichtigkeit eines umfassenden Abkommens, das alle in Annapolis identifizierten Bereiche umschließt, unterstrichen. Damit sollten Einzelabkommen in kleinen Bereichen vermieden werden. Ferner einigte man sich in den Friedensgesprächen zwischen Israel und den Palästinensern darauf, dass es künftig keine neuen Zielvorgaben oder Initiativen der internationalen Gemeinschaft mehr geben solle. Für das Frühjahr 2009 wurde eine internationale Nahost-Folgekonferenz in Moskau geplant.

Das Nahost-Quartett erneuerte beim Treffen den Appell, dass alle relevanten Staaten und internationalen Organisationen bei der Entwicklung der palästinensischen Wirtschaft mithelfen und insbesondere den palästinensischen Behörden beim Aufbau effizienter Strukturen und Institutionen Unterstützung leisten sollten. Negativer Höhepunkt des Treffens in Sharm el Sheikh war das Platzen der lange vorbereiteten innerpalästinensischen Versöhnungsgespräche, an denen auch die verfeindeten Gruppen Fatah und Hamas teilnehmen sollten. Delegationen von zwölf Fraktionen sollten in Kairo zusammenkommen, wobei sogar ein Treffen zwischen Palästinenserpräsident und Fatah-Chef Mahmud Abbas, und Chaled Mechal, dem von Syrien aus operierenden mächtigen Chef der "Auslands-Hamas", geplant war. Doch am Samstag teilte die Hamas mit, dass sie die Konferenz boykottieren würde. Als Grund für die Absage wurde seitens der Hamas angegeben, dass die Fatah im Westjordanland noch rund 500 politische Gegner, hauptsächlich Angehörige der Hamas, im Gefängnis festhalte, während umgekehrt die Hamas im Gaza-Streifen Fatah-Leute freigelassen habe. Die Fatah tat das als "inakzeptablen" Vorwand ab und warnte vor "sehr gefährlichen" Konsequenzen.

Düstere Perspektiven

Trotz des Bekenntnisses des Gipfels von Sharm el Sheikh, den Friedensprozess von Annapolis auch unter der neuen amerikanischen Führung weiterzuführen, sind Zweifel an den Erfolgsaussichten durchaus angebracht. Mit Skepsis könnte man feststellen, dass die Israelis ein Jahr lang mit einer palästinensischen Regierung unter Präsident Abbas verhandelt haben, die nur ihr halbes Volk vertritt, von der Hamas weiterhin nicht anerkannt wird und die schon deshalb eine Friedenslösung bisher nicht verwirklichen konnte. Die Palästinenser wiederum haben mit einer israelischen Regierung gesprochen, die aufgrund ihrer innenpolitischen Probleme nur begrenzt handlungsfähig war.

Auch sie hätte ein Abkommen wohl nur schwer, oder gar nicht umsetzen können. Präsident Bush, der vor einem Jahr mit dem von ihm initiierten Annapolis-Prozess einen außenpolitischen Erfolg feiern wollte, gelang es am Ende seiner Amtszeit auch nicht, effizient auf eine nachhaltige Lösung hinzuwirken. Nicht zu vergessen ist in diesem Zusammenhang, dass das innerpalästinensische Zerwürfnis, wie sich auch in Sharm el Sheikh gezeigt hat, immer tiefer wird. Ägypten als intensiver Vermittler hat es nicht geschafft, die zerstrittenen Parteien Hamas und Fatah zusammenzubringen. Zuletzt ist der Einfluss von Iran und Syrien gewachsen. Sie sind im Nahost-Quartett gar nicht vertreten. So paradox es auf den ersten Blick scheinen mag, so offensichtlich ist es auf den zweiten: sowohl Syrien als auch der Iran haben ein Interesse daran, den Palästinakonflikt am Leben zu halten.

Fazit

Die Weiterführung des bisherigen Annapolis-Prozesses erscheint unter diesen Vorzeichen wenig erfolgversprechend. Aufgrund des steigenden Einflusses des Iran und Syriens scheint es unumgänglich, mit der Hamas ins Gespräch zu kommen und damit die radikalen Palästinenser vom Einfluss des Iran abzukoppeln. Daher ist es vordringlich, dass die EU, die USA und auch Israel die innerpalästinensische Aussöhnung unterstützen. Die Hamas scheint zwar auf den ersten Blick ein unattraktiver Partner zu sein, dennoch würde eine künftige verstärkte Einbindung der Hamas in den Friedensprozess die Risiken einer weiteren Ausgrenzung überwiegen. Dafür ist es aber notwendig, die Gespräche über den rein israelisch-palästinensischen Konflikt hinaus auszudehnen und insbesondere die Unterstützer der Hamas mit ins Boot zu holen. Syrien unterhält enge Beziehungen zur Hamas und ist Heimat für Chaled Mechal, den Chef der Auslands-Hamas. Gerade auch im Zusammenhang mit der Schaffung der EU-Mittelmeerunion hat Syrien erste Signale ausgesandt, die Beziehungen zu den arabischen Ländern, dem Westen und auch zu Israel verbessern zu wollen. Mit der Einbeziehung Syriens und einer Verbesserung der Beziehungen zu Israel könnte Druck auf die Hamas ausgeübt werden, sich ihrerseits innerpalästinensisch auszusöhnen. Dies ist natürlich ein sehr optimistisches Szenario. Dennoch ist es nicht unrealistisch, wenn man bedenkt, dass Frankreich mit einer vergleichbaren Strategie Syriens Einfluss im Zusammenhang mit den Präsidentschaftswahlen im Libanon ausgenutzt hat, um die Hisbollah zu einer Kooperation bei den Wahlen zu bewegen. Dem Nahost-Quartett muss es aber gelingen, Israel zu überzeugen, dass seine längerfristige Sicherheit zum Großteil von einem stabilen palästinensischen Staat abhängt. Allein auf die neue amerikanische Führung zu setzen wird der falsche Weg sein. Es bedarf einer gemeinsamen Anstrengung aller beteiligten Akteure, um den Friedensprozess wieder zurück auf Schiene zu bringen. Dennoch sollte man heute nicht vergessen, dass gerade das erste Quartal 2009 mit vielleicht neuen handelnden Akteuren wegweisend für die weitere Entwicklung des Friedensprozesses sein wird. ■

aus emanzipierten Juden bestanden. Die traditionellen Juden Wiens und Österreichs waren nicht nur frisch Zugewanderte aus dem Osten, und die „Ostjuden“ wiederum keineswegs alle traditionell. Das Judentum Polens und Russlands war die Wiege des Zionismus, des jüdischen Sozialismus und der neuen hebräischsprachigen Literatur. Allerdings hatten selbst die nichttraditionellen Juden aus dem Osten einen anderen Nationalitätsbegriff. Salman Rubaschoff, Samuel J. Agnon oder Micha Y. Berdyczewski betrachteten die Juden - anders als zahlreiche deutsche Zionisten - als Volk und sahen sich tief im Inneren mit dem Judentum verbunden. Lissauer machte Hofmannsthal zum „Halbjuden“²¹ und hat ohnehin sehr obskure Vorstellungen von einer „jüdischen Rasse“, die sich z. B. im „angezöchteten Scharfsinn“²² zeige. Lissauers Polemik gipfelte in folgender These:

„Nur zweierlei ist möglich: entweder auswandern; oder: deutsch werden. Dann aber: sich eingraben, einwurzeln mit aller Kraft, mit allen Adern, allen Muskeln sich zum Deutschtum erziehen, die Sache der Deutschen zu der eigenen machen. Und in dieser seiner Pflicht aushalten: 'trotz Hohn und Spott' von Antisemiten und Zionisten.“²³

Andere Stellungnahmen folgten u.a. von Ferdinand Avenarius, Franz Quentin (recte Ludwig Strauss), Jakob Löwenberg und Philip Stauff. Avenarius freute sich über die rege Diskussion, da sie doch zeigen würde, „wie unsere Juden denken“.²⁴

In Stauffs Hetzartikel „Die Juden in Literatur und Volk“ wird neben üblen antisemitischen Stereotypen auch gefordert, dass die Deutschen sich endlich vom Christentum befreien und zum Germanentum zurückkehren sollen:

„Der dumpfe Schlag der Mitternacht verhallte. Auf steigt der Tag! Altvatergeist, du walte!“²⁵

Nach dem Rauschen im Blätterwald wurde es still um Goldstein. Der „Deutsch-Jüdische Parnass“ wurde allerdings immer wieder zitiert, vor allem von Antisemiten wie Julius Streicher, die Goldsteins Thesen gründlich mißverstanden und für ihre Zwecke ausbeuteten.²⁶

„Wie wenig auch unter Juden meine Verfasserschaft noch bekannt war, dessen wurde mir ein tragikomisches Zeugnis geliefert, während ich nach unserer Emigration in Italien lebte. Ein Bekannter erzählte mir, er habe in Berlin vor seiner Abreise mit jemandem über den Aufsatz gesprochen und dabei bemerkt: 'Der Verfasser ist der Inquit der Vossischen Zeitung. Er lebt jetzt in Florenz, ich fahre zu ihm'. Darauf der Gesprächspartner: 'Wenn Inquit behauptet, er sei der Verfasser des Kunstwartaufsatzes, so schmückt er sich mit fremden Federn. Der echte Moritz Goldstein ist gefallen'.“²⁷

Der Aufsatz wurde erst in Goldsteins Erinnerungen von Koszyk wieder abgedruckt.

Provokativ spiegelt er die geistigen Nöte jüdischer Literaten wider. Ihre damaligen Schwierigkeiten mit der Frage der jüdischen Identität scheinen dem heutigen Leser entrückt und zuweilen geradezu unverständlich. Die neuen Probleme jüdischer Identität in Deutschland und Österreich nach der Shoah sind näher. Das deutschsprachige Judentum des „Fin de Siècle“ und der Jahrzehnte danach hingegen hatte das nötig, was Martin Buber gewünscht hatte, eine „Renaissance“, eine Revitalisierung. Sie fand nicht statt. Sie endete für viele im physischen Tod der Shoah oder im geistigen Tod der Emigration. Die Forderung nach einer „Jüdischen Renaissance“ der Juden Deutschlands oder Österreichs ist allerdings heute genau so aktuell wie damals. Es gilt nicht nur das geistige Erbe würdig zu erhalten, sondern es auch fortzusetzen, da sich sonst Tschechows Zitat aus der „Möwe“ bewahrheiten wird:

„Früher, da hatten wir mächtige Eichen, aber jetzt sieht man nur noch Baumstümpfe.“²⁸ ■

1 Robert Weltsch, Die deutsche Judenfrage, ein kritischer Rückblick, Königstein/Ts. 1981, S.18.

2 Moritz Goldstein, Berliner Jahre, Erinnerungen 1880-1933, hg. von Kurt Koszyk, München 1977, S.6; Siehe auch: Irmtraud Ubbens, Aus meiner Sprache verbannt ...“: Moritz Goldstein, ein deutsch-jüdischer Journalist und Schriftsteller im Exil, München 2002.

3 Goldstein, Berliner Jahre, S.9

4 ebd. S.101.

5 ebd. S.101-102.

6 ebd. S.104.

7 Moritz Goldstein, German Jewry's Dilemma, The Story of a Provocative Essay, in: LBIYB II (1957), S.236-254.

8 Goldstein, Berliner Jahre, S.213.

9 ebd. S.214.

10 ebd. S.214-217.

11 ebd. S.218.

12 ebd. S.221.

13 ebd. S.221.

14 ebd. S.222.

15 ebd. S.104-105.

16 ebd. S.105.

17 Ernst Lissauer, Deutschtum und Judentum, in: Der Kunstwart 25, 1. Aprilheft 1912 (Heft 13), S.6

18 ebd. S.7.

19 Arthur Schnitzler beschreibt dies sehr treffend in „Der Weg ins Freie“, Frankfurt a.M. 1961.

20 Siehe: Trude Maurer, Ostjuden in Deutschland 1918-1935, München 1986.

21 Lissauer, Deutschtum, S.11.

22 ebd.

23 ebd. S.12.

24 Ferdinand Avenarius, Aussprachen mit Juden, in: Der Kunstwart 25, 2. Augustheft 1912 (Heft 22), S.225.

25 Goldstein, German Jewry, S.249.

26 ebd. S.236.

27 ebd. S.105.

28 Anton Tschechow, Die Möwe, Stuttgart 1994, S.13.

Online jederzeit für Sie da!

www.wgkk.at

Wiener
Gebietskrankenkasse



Moritz Goldstein und die Kunstwartdebatte

 Klaus DAVIDOWICZ

In den Jahrzehnten, die auf die Emanzipation der Juden in Österreich und Deutschland folgten, erreichte die sogenannte „deutsch-jüdische Symbiose“, die bis zum Beginn der Naziherrschaft andauerte, ihren Höhepunkt. Trotz der Vorbehalte gegen Akkulturation und Emanzipation haben die folgenden Faktoren das viel gerühmte „jüdische Erbe“ in Literatur und Wissenschaft erst ermöglicht:

„Es ist aber auch eine unabweichliche Tatsache, dass ohne die Emanzipation und die damit verbundene geistige Transformation durch Aufnahme der europäischen Denkweise in Kultur und Wissenschaft die Spitzenleistungen von Juden in diesem Jahrhundert nicht möglich gewesen wären.“⁴¹

Moritz Goldstein (27. 3. 1880 Berlin - 3. 9. 1977 New York, Pseudonym Michael Osten), ein jüdischer Schriftsteller und Journalist, ist heute der Allgemeinheit so unbekannt, dass Kurt Koszyk, der Herausgeber seiner Erinnerungen, ihn zur „vergessenen Journalistengeneration“⁴² zählt.

„Ich habe nicht Ungewöhnliches erlebt, und niemand fragt nach mir und meinen Umständen. Wenn ich mich dennoch immer wieder getrieben fühle, von mir selbst zu berichten und dabei, wenn nicht mein Leben, so doch aus meinem Leben zu erzählen, so ist meine wahre Absicht, die Partei meiner geistigen Leistung zu ergreifen, ihre Sache zu führen, so wie man einen Prozess führt, zur Abwehr von Unrecht und in Verteidigung des Rechts. Dies ist das Unrecht, gegen das ich mich wehre: Ich erhebe den Anspruch, eine schöpferische Leistung von Rang vollbracht zu haben. Aber ich lebe im Dunkeln, unbekannt, unerkannt, vereinzelt und vereinsamt. (...) Mein Anspruch stützt sich auf eine geschriebene Leistung, die, wenn man sie gedruckt zusammenfasse, viele Bände füllen würde. (...) Sie ist teilweise unveröffentlicht geblieben und also unbekannt, teilweise übersehen, teilweise längst vergessen und tief versunken.“⁴³

Goldstein wuchs in einer liberalen jüdischen Familie auf. Sein im oberschlesischen Chorzow noch orthodox aufgewachsener Vater wurde in den Textilhandel nach Berlin geschickt, wo er sich „in schweren seelischen Kämpfen“⁴⁴ von der Orthodoxie trennte. Lediglich Feiertage wie Pessach, Channuka oder die „hohen Feiertage“ wurden, wie auch in der Familie seiner Mutter, noch eingehalten.

„Die Folge davon war, dass die Sitten des jüdischen Lebens mir fremd blieben. Ich hörte zwar davon und las auch darüber; aber das schafft nicht jene absichtlose Vertrautheit, die man offenbar nur erwirbt, wenn man das Ritual in der Kindheit um sich her mit angesehen und daran teilgenommen hat. (...) Niemals bin ich in dem Gefühl meiner Zugehörigkeit zum Judentum oder besser zu den Juden schwankend geworden. Aber freilich: ich lehne das Ritual ab. (...)

Ich widersetze mich auch der Zumutung, dass, weil ich als Jude geboren bin, gewisse Anschauungen und Lehren für mich gelten sollen. Wäre es dem jüdischen Volke vergönnt geblieben, sein natürliches Leben auf eigener Scholle wie andere Völker zu führen, so wäre der Streit um `das Gesetz` vielleicht noch immer nicht entschieden. Aber der Kampf zwischen Orthodoxie und geistiger Selbstbestimmung hätte sich unter freien Himmel abgespielt wie überall sonst auf der Welt; und dabei wäre ich ganz gewiss mit Leidenschaft auf der Seite der Selbstbestimmung zu finden gewesen.“⁴⁵

Goldsteins erstes, von ihm selbst vernichtetes Drama in fünf Akten „Die Jüdin von Passau“ drehte sich um Jerusalem. 1912 verfasste er den Aufsatz „Deutsch-Jüdischer Parnass“, der einen wahren „Kulturkampf“ auslöste. Die Aktivität der Juden in der deutschen Kulturwelt wurde von Goldstein darin beschrieben und analysiert. Goldsteins Schrift war die Frucht seines geistigen Ringens mit dem „jüdischen Problem“. Er, der nie aktiv in der zionistischen Bewegung war, wollte kein politisches Programm veröffentlichen:

„Er macht keinen Vorschlag zur Lösung und treibt überhaupt keine Politik, wie er vielfach missverstanden worden ist. Er stammt aus der seelischen Not des deutschen Juden, der schreibt, und bekennt diese Not. Wenn man will, mag man ihn lyrisch nennen. Erst als die Arbeit fertig vorlag, fing ich an, darüber nachzudenken, was ich denn nun damit anstellen sollte, um sie an die Öffentlichkeit zu bringen; an eine möglichst große Öffentlichkeit.“⁴⁶

Goldstein hat die Aufsehen erregende Geschichte seines Aufsatzes in einen späteren Text nachgezeichnet.⁴⁷ Der „Deutsch-Jüdische Parnass“ erschien im ersten Märzheft der pangermanischen Zeitschrift „Der Kunstwart“, die Ferdinand Avenarius herausgab. Avenarius bezeichnete sich selbst als nationalistisch, aber nicht antisemitisch. „Der Kunstwart“ distanzierte sich in dem Vor- und Nachwort zu Goldsteins Beitrag, regte aber zugleich zu einer weiteren Auseinandersetzung an:

„Es versteht sich von selbst, dass wir sie nicht als unsere Meinung wiedergeben, und dass dieser Beleuchtung von einer Seite die Beleuchtung von einer andern her folgen muss. Aber Goldsteins Aufsatz scheint uns ganz ungewöhnlich geeignet als Ausgangspunkt einer Erörterung.“⁴⁸

Was war der Inhalt von Goldsteins „Parnass“? Es beschrieb die Rolle der Juden im deutschsprachigen Kulturbetrieb. Er erkannte die Problematik und Schwierigkeit seines Themas:

„Dass wir lieber nicht davon sprächen, gebe ich zu; es geht auch mir gegen das Schamgefühl, vor aller Welt zu sagen, was ich nur vor Juden sagen sollte. Auch ich wünschte, dass wir unsere schmutzige Wäsche im eigenen Hause waschen könnten. Aber wir haben



Möge das **Licht des Friedens**
in alle Herzen dringen.

St. Pölten wünscht der jüdischen
Gemeinde ein fröhliches
Chanukka-Fest!

Shalom aleichem!

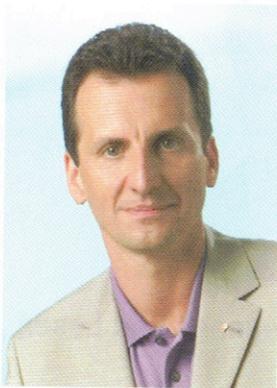
Mag. Matthias Stadler
Bürgermeister der NÖ Landeshauptstadt



*Ich möchte allen Leserinnen und Lesern
der Zeitschrift **David** sowie der gesamten
jüdischen Gemeinde Österreichs zum
Chanukka-Fest meine besten Grüße
übermitteln.*

Dr. Claudia Schmied
Bundesministerin für
Unterricht, Kunst und Kultur

bm:uk Bundesministerium für
Unterricht, Kunst und Kultur



Allen Leserinnen und Lesern
des David ein schönes,
friedvolles Chanukka-Fest

wünscht der
Vorsitzende des

Wiener SPÖ-Gemeinderatsklubs
CHRISTIAN OXONITSCH



Sehr geehrte Leserinnen und
Leser,

Ich wünsche Ihnen im Namen
des Grünen
Parlamentsklubs ein schönes
Channuka-Fest.

Eva Glawischnig
Klubobfrau der Grünen im
Parlament



Geschätzte Leserinnen und Leser!

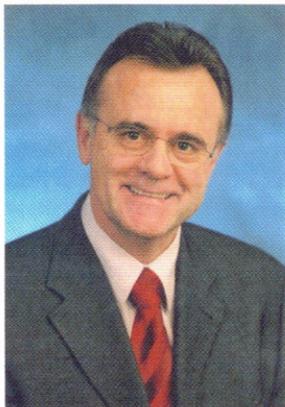
Wir leben in einer sehr schnelllebigen Zeit, bestimmt von stetigem Wandel. Gerade in den langen Winterabenden, eigentlich eine Zeit der Ruhe und Einkehr, werden unsere Sinne mit den Reizen dieser Welt stärker überflutet denn je. Umso wichtiger ist es, die kommenden Feiertage zu nutzen, für uns selbst aber auch für unsere Familien.

Die Kulturzeitschrift DAVID bemüht sich nun schon seit Jahre erfolgreich um die Führung eines christlich-jüdischen Dialoges. Ich danke allen Mitwirkenden für ihren unermüdlichen Einsatz, mit dem sie einen wichtigen Beitrag zum friedvollen Miteinander aller Menschen in unserer Heimat leisten.

Anlässlich des Chanukka-Festes, das heuer am 22. Dezember beginnt, möchte ich allen Leserinnen und Lesern der Kulturzeitschrift DAVID meine besten Wünsche und alles Gute für das persönliche Wohlergehen übermitteln. Nutzen Sie die Zeit um Kraft zu schöpfen für jene Herausforderungen, mit denen Sie tagtäglich konfrontiert werden. Denn Zeit ist, heute mehr denn je, ein kostbares Gut, mit dem sorgsam umgegangen werden will.

Ing. Reinhart Rohr
LHStv. von Kärnten

**Den jüdischen Mitbürgern
in unserem Lande
wünscht
zum Chanukkafest
alles Gute!**

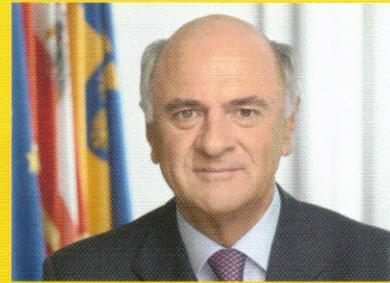


HANS NIESSL
Landeshauptmann
von Burgenland



Ich darf auf diesem Wege allen Mitgliedern der jüdischen Gemeinde Österreichs und insbesondere allen Leserinnen und Lesern der Zeitschrift DAVID alles Gute zum Lichterfest Chanukka wünschen!

Doris Bures
Bundesministerin für Verkehr, Innovation
und Technologie



Es ist eine jahrhundertealte jüdische Tradition, das Chanukka-Fest zu feiern. Und es ist mir auch in diesem Jahr eine große Ehre, der jüdischen Gemeinde in Österreich anlässlich des Lichterfestes die Grüße des Bundeslandes Niederösterreich zu übermitteln.

Als Zeichen unserer Verbundenheit – und als Ausdruck unseres tiefen Wunsches nach einem Klima, in dem sich die Vielfalt von Kulturen und Völkern, Weltanschauungen und Religionen in Toleranz, Verständnis und Respekt begegnen kann.

Ein Klima, das im Europa von heute – und in der Welt am Ende des Jahres 2008 – so wichtig ist wie selten zuvor.

Erwin Pröll

Landeshauptmann Dr. Erwin Pröll
und die Volkspartei Niederösterreich

Zum bevorstehenden Chanukka-Fest 5769 wünsche ich der gesamten jüdischen Gemeinde sowie den Leserinnen und Lesern der Kulturzeitschrift DAVID alles Gute!



Dieses Fest soll Anlass zur Besinnung und zum Innehalten sein, es soll aber auch ein Fest der Gemeinsamkeit und des Dialoges sein.

Möge das kommende Jahr 2009 geprägt sein von Offenheit und Vielfalt, von Verständnis und Toleranz sowie Respekt und Akzeptanz. Ich hoffe von ganzem Herzen, dass für alle Menschen ein Zusammenleben in Frieden und Sicherheit möglich ist.

In diesem Sinne wünsche ich der jüdischen Gemeinde ein friedvolles Chanukka-Fest.

**Erster Landeshauptmann-Stv. der Steiermark
Hermann Schützenhöfer**



**Bundeskanzler a.D.
Dr. Wolfgang Schüssel**

Chanukka feiert einen Sieg der Religionsfreiheit und der Selbstbestimmung; einen Sieg von Werten also, welche wir alle hoch halten und verteidigen. Gefeierte wird aber auch das Licht. Chanukka ist ein Lichterfest. Überall auf der Welt feiern Menschen das Licht: "Es werde Licht" steht auch in den ersten Versen der Bibel. Licht steht für Aufbruch, Hoffnung und Optimismus. In diesem Sinne übermittle ich allen jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern insbesondere den Leserinnen und Lesern der Kulturzeitschrift DAVID meine besten Wünsche und schöne Feiertage.



**Karlheinz Kopf
ÖVP-Klubobmann**

Anlässlich des bevorstehenden Chanukka Festes möchte ich allen Leserinnen und Lesern der Kulturzeitschrift DAVID und allen jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern von ganzem Herzen ein schönes Fest und ein friedvolles Miteinander wünschen.

Die wichtigste Basis für Frieden ist der Dialog – und den wollen wir auch im kommenden Jahr immer suchen!

Das Jahr 2008 ist von der Erinnerung an zentrale Ereignisse der österreichischen Geschichte geprägt. In vielen Debatten wurde auf die Bedeutung des Umgangs mit unserer Vergangenheit hingewiesen und der Stellenwert von politischer Bildung für die heutige Zeit hervorgehoben.

Im Mittelpunkt steht dabei die Frage, ob wir aus dieser Vergangenheit die richtigen Lehren gezogen und gefestigt haben, um davon ausgehend die Auseinandersetzung mit gegenwärtigen Entwicklungen bestreiten zu können.

Im November dieses Jahres haben wir im österreichischen Parlament der Opfer des Pogroms von 1938 gedacht. In jenen Tagen wurde ein antisemitischer Terror unvorstellbaren Ausmaßes ausgelöst.

Die Fragen danach, wie das alles geschehen konnte, warum so viele mitgemacht haben, warum so viele es hingenommen haben, wurden oft erst von nachkommenden Generationen gestellt.

Wenn antisemitische Äußerungen und Hetze heute noch als „Ausrutscher“ abgetan werden oder vielerorts unwidersprochen bleiben, dann erinnere ich an einen Ausspruch Jean-Paul Sartres, der einmal gemeint hat:

„Der Antisemitismus fällt nicht in die Kategorie von Gedanken, die das Recht auf freie Meinungsäußerung schützt.“

Wir müssen weiter an einer toleranten, friedvollen und demokratischen Zukunft bauen. Die Auseinandersetzung mit der Geschichte als Basis für das Lernen aus der Vergangenheit ist dafür unerlässlich.

Zum diesjährigen Chanukkafest möchte ich den Leserinnen und Lesern und dem Team der Zeitschrift „DAVID“ sowie der gesamten jüdischen Gemeinde Österreichs meine besten Wünsche übermitteln.

Mag.a Barbara Prammer
Präsidentin des Nationalrates



Foto: © Petra Gornig



REPUBLIK ÖSTERREICH
Nationalrat
Die Präsidentin

Zum Chanukka-Fest übermittle ich der jüdischen Gemeinde in Österreich sowie allen Leserinnen und Lesern des DAVID meine persönlichen Wünsche für ein friedliches Chanukka-Fest.

Unsere gemeinsamen Wünsche gelten dem Gelingen des Friedensprozesses im Heiligen Land. Eine bedeutende Voraussetzung dafür ist der Dialog, der immer wieder aufs Neue vertieft und gepflegt werden muss. Besonders den Medien kommt in diesem Prozess eine wichtige Vermittlerrolle zu, wenn sie auf das große jüdische Erbe verweisen, das auch die Kultur und die Gesellschaft Österreichs bereichert hat. Dieser Dialog ist von großer Bedeutung, nicht nur für unser Land, sondern für ganz Europa, denn er trägt wesentlich zum Gelingen des christlich-jüdischen Dialogs bei.

Werner Faymann
Bundeskanzler



BUNDESKANZLERAMT  ÖSTERREICH

Das Kreuz mit dem Kreuz. Keine Kreuze in Oberösterreichs Kindergärten & Schulen?

Die Kreuzigung war zur Zeit der römischen Besatzung des Heiligen Landes die gebräuchlichste und – gemeinsam mit der Verbrennung – die wohl grausamste Hinrichtungsart. Ohne die Gefühle gläubiger Christen verletzen zu wollen: das Kreuz ist im Gegensatz zum islamischen Halbmond und zum jüdischen Davidstern ein Symbol für extreme Gewalt. Dass das Kreuz einen Wandel seiner symbolischen Aussagekraft vollzogen hat, ändert aus der Sicht Außenstehender nichts an dieser Charakterisierung. Wie wäre wohl die Reaktion der Öffentlichkeit, würde eine heute gegründete Religionsgemeinschaft in ihrem Logo einen Galgen, ein Maschinengewehr, einen elektrischen Stuhl, eine Atombombe führen? Damit soll nicht gegen die Präsenz von Kreuzen in Schulen und Kindergärten Partei ergriffen werden. Vielmehr macht die bewusste Kenntnis um die grausige historische Provenienz des Kreuzes die Position der Gegner verständlich(er) und die Auseinandersetzung um die im Titel zitierte Frage im besten Fall sachlicher, konstruktiver, konsensualer.

Schulpflicht mit fünf? Eine unendliche österreichische Diskussion!

Diese Diskussion wird auf typisch österreichische Art geführt. Dominierende Themen sind die Finanzierung, die Aufteilung der damit verbundenen „Lasten“, strukturelle Probleme. Die zentralen Fragen wie jene der Pädagogik und damit die des möglichen Nutzens für die Kinder kommen nicht vor!

Die Lern- und Entwicklungspsychologie lehrt uns, dass die Lernfähigkeit der Kinder sich bis zum dritten Lebensjahr durch das Erlernen der Muttersprache und der damit verbundenen Zuwendung der Angehörigen steil nach oben entwickelt, üblicherweise bis hin zum Schuleintritt merklich abnimmt, um dann wieder immer mühsamer reaktiviert zu werden.

Mit großer Wahrscheinlichkeit ist diese Problematik bei Kindern mit nichtdeutscher Muttersprache ganz besonders gravierend.

Weitgehend unbekannt ist, dass das jetzige Schuleintrittsalter – 6 Jahre – ein in den Verhandlungen Maria Theresias mit den Vertretern der Großgrundbesitzer erzielter Kompromiss ist, die die Schulpflicht weit später ansetzen wollten – Stichwort Kinderarbeit. Die weitblickenden Berater der fortschrittlichen Kaiserin (bzw. Josephs II.) forderten einen weitaus früheren Schuleintritt. Dass die hervorragenden Geistesleistungen des Judentums auch mit dem in diesem Kulturkreis sehr frühen Schuleintritt – 3. bis. 4. Lebensjahr – zu tun haben, war den kaiserlichen Pädagogikexperten bekannt. Joseph von Sonnenfels, wohl einer der bedeutendsten Berater, war getaufter Jude.

Es wäre höchste Zeit, dass das „fortschrittliche Bildungs- und Kulturland Österreich“ sich endlich von der Last der zu späten Schulpflicht befreit, die kinderausbeutende Großgrundbesitzer dem Staat im Vor-vor-vorletzten Jahrhundert zum bis heute evidenten Nachteil unserer Kinder aufzuzwingen haben!

Prof. Ernst Smole
8680 MÜRZZUSCHLAG

DAVID

JÜDISCHE KULTURZEITSCHRIFT

**DER KULTURVEREIN DAVID
DANKT ALLEN GÖNNERN FÜR
DIE ZAHLREICHEN
SPENDEN!**

Dr. Friedhelm Frischenschlager

*Präsident der Europäischen
Föderalistischen Bewegung Österreichs*

wünscht allen jüdischen
Bürgerinnen und Bürgern ein
schönes Chanukkafest!

Gewerbebetrieb für Elektrotechnik

Ing. Rudolf Mayer

Beh. Konz. Elektrotechniker
1160 Wien, Wattgasse 9-11
e-mail: rudolf.mayer1@chello.at
Tel.: 485 57 22, Fax: 485 97 70
- Elektrogeräteverkauf - Elektroinstallationen -
- Alarmanlagen -

**wünscht allen Kunden,
Freunden und Bekannten
ein schönes Chanukkafest!**

AbgzNR Herbert Scheibner Stellvertretender Klubobmann

wünscht allen Leserinnen und Lesern
des DAVID und
der jüdischen Gemeinde in
Österreich
ein schönes und friedvolles
Chanukka-Fest!

in der Gesellschaft aufzufallen oder gar anzuecken, würde dem amerikanischen Mainstream der Nachkriegszeit entsprechen. Diese Spekulationen lassen sich naturgemäß nicht beweisen und bleiben daher nur Erklärungsversuche.

Das selbst auferlegte Schweigen der jüdischen Musiker war frei gewählt und blieb bis in die späten 80-er aufrecht.⁵ Nun änderte sich das Verhalten vieler jüdischer Jazzmusiker. Im Zuge der neu aufkommenden „Ethnicity“, die im Bereich des Jüdischen im Klezmer Revival ihren Ausdruck fand⁶, wandten sich immer mehr Jazzmusiker dieser Musiktradition zu, um von ihr zu lernen. Auf diesem Umweg machten sie Bekanntschaft mit der Musik ihrer Großeltern, deren Ursprünge im osteuropäischen Shtetl lagen. Dabei ging es nicht um eine kritiklose, mit Nostalgie erfüllte Übernahme einer alten Musiktradition, deren soziales Umfeld durch die Shoah vernichtet und somit in ihrer alten Form gar nicht mehr wieder zu beleben war. Die neuen Musiker wollten keine „Musikmuseologen“ sein, sie hatten die alte Tradition radikalisiert und auf ihrem Hintergrund mit neuen musikalischen Mitteln experimentiert, um sie schließlich als angemessene musikalische Antwort für das 21. Jahrhundert anzubieten. Diese Synthese von Klezmerklängen mit neuen Elementen aus dem Jazzreservoir führte zur Entwicklung eines nicht klar einzugrenzenden „Klezmer-Jazz“.

Die in New York Ende der 80-er Jahre entstandene Szene für experimentelle Musik ist unter der Bezeichnung „Downtown Jazz“ bekannt geworden. Ihr gehörten Musiker wie John Zorn, Uri Caine, Don Byron, Marc Ribot, Joey Baron oder Bobby Previte an. Die meisten der Protagonisten der Szene sind jüdischer Abstammung, die sich nun, durch das Klezmer Revival bestärkt, von der Musiktradition des Shtetls inspirieren ließen und diese zum Motor der Erneuerung ihrer eigenen Musik machten. Dieses Zurückblicken wirkte auch identitätsbildend auf die Musiker selbst. Das bestimmende Element für ihre Improvisationsmusik sind nicht mehr die afroamerikanischen Wurzeln, sondern die eigenen jüdischen – „und dann fanden wir dieses Sache, die cool war, und sie hatte so viel Funkiness wie der Blues oder die andere schwarze Musik, die wir zu stehlen versuchten.“⁷ Ben Goldberg drückt die paradoxe Situation überspitzt aus: *Klezmer eröffnet mir einen Weg, den Blues zu spielen, ohne den Blues zu spielen.* John Zorn war die treibende Kraft und Initiator der 1992 ins Leben gerufenen „Radical Jewish Culture“. Der Saxofonist und Bandleader veröffentlichte im selben Jahr im Rahmen des Münchner „Art Projekt“ – Festivals ein Manifest, in dem er eine radikale neue jüdische Kultur forderte und das Jüdisch-Sein als Infragestellen, als Kultur, die sich allein durch ihre Nichtzugehörigkeit definiert, schilderte. Im Beiheft zu seiner CD *Kristallnacht* (1993) schreibt Zorn: „Der Jude ist immer am Ursprung einer doppelten Infragestellung gewesen: der Infragestellung des Selbst und der Infragestellung des „Anderen“ ... Es mag paradox scheinen, doch es ist genau in jenem Bruch – in jener Nichtzugehö-

rigkeit auf der Suche nach Zugehörigkeit -, dass ich zweifellos am jüdischsten bin“.⁸ Die CD *Kristallnacht* ist eine der ersten Veröffentlichungen des *Tzadik* Labels. Bereits die Covergestaltung wirkt verstörend – ein gelber Davidstern mit der Aufschrift „Jude“ auf schwarzem Hintergrund. In sieben Songs geht Zorn den Erfahrungen aus der jüdischen Geschichte im 20. Jahrhundert nach, vom Shtetl, über die Shoah bis hin zur Staatsgründung Israels. Eine musikalische Reise die atonale und experimentelle Töne mit altvertrauten jüdischen Melodien verbindet. Neben Zorn wirkten Vertreter der Downtownszenen wie Anthony Coleman, David Krakauer, Frank London und Marc Ribot bei der Aufnahme mit.

Das Außenseitertum war das Faszinierende für Zorn, von diesem Blickwinkel her versteht er seine radikale jüdische Kultur. Er grenzt sich sowohl vom Mainstream amerikanischer Kultur, wie auch von dem der jüdischen Orthodoxie ab, das „Shtetl ist längst im *global village* angekommen“.⁹ Einen wesentlichen Beitrag für die Entwicklung und Verbreitung der radikalen jüdischen Musik leistete Zorn 1995 mit der Gründung seines eigenen Labels *Tzadik* (dt. der Gerechte). Das Label umfasst mehrere Serien, eine davon ist mit „Radical Jewish Culture“ betitelt, ihr programmatisches Motto kann zusammengefasst werden als – *Jewish music beyond klezmer: adventurous recordings bringing Jewish identity and culture into the 21st century.*¹⁰ Hier soll jüdischen Künstlern aus dem Bereich des Jazz, der experimentellen Musik und der Avantgarde die Möglichkeit gegeben werden, ihr eigenes Jüdisch-Sein musikalisch auszudrücken. Dabei wird der entscheidenden Frage nachgegangen, ob jüdische Musik ohne Verbindung zu Klezmer, liturgischer Musik und jiddischem Theater existieren kann. Ein Blick auf den Katalog der veröffentlichten CDs erlaubt uns eine eindeutige Antwort zu geben – ja! Mittlerweile sind über 100 Alben für die Reihe „Radical Jewish Culture“ bei *Tzadik* aufgenommen worden, die ein musikalisches Zeugnis abgeben, das weit über Klezmer hinausgeht und, das die Breite dessen aufzeigt, was zu Beginn des 21. Jahrhunderts als jüdische Musik verstanden werden kann.

Eine der interessantesten „Blüten“, die das Klezmer Revival hervorgebracht hat, ist die Interpretation der Musik von Mickey Katz durch den afroamerikanischen Klarinettenisten Don Byron.¹¹ Hatten in den 30-ern Juden die afroamerikanische Tradition interpretiert und verinnerlicht, um dazu zu gehören, so hat sich 1993 ein Afroamerikaner getraut, über jiddische Songs zu improvisieren, weil er sie als Teil amerikanischen Musikerbes betrachtete. Hier sei erwähnt, dass die jüdischen Musiker nicht nur Jazz mit traditionellen jüdischen Melodien verbanden. Auch klassische Musik konnte als Anregung für neue Interpretationen und Ideen dienen. So veröffentlichte der Pianist und Keyboarder Uri Caine 1997 die CD *Primal Light / Urlicht*, in der er Lieder und einzelne Symphoniesätze Gustav Mahlers mit Jazz- und Klezmerklängen verband und in neuer Instrumentierung darbot. Die Texte, die gelegentlich eingeschoben

Pfad des Lebens. Rabbi Judah Löw ben Bezalel (ca. 1525 - 1609)
 Eine Ausstellung des Jüdischen Museums in Prag und der Prager Burg
 zum 400. Todestag von Rabbi Löw

 Noemi HOLEKOVÁ

Im Jahr 2009 jährt sich der 400. Todestag des berühmten Rabbiners Judah Löw ben Bezalel, in der jüdischen Welt bekannt unter dem hebräischen Akronym Maharal. Das religiöse, pädagogische und philosophische Erbe dieses bedeutenden Gelehrten ist bis heute Quelle der Inspiration. Deshalb wird sein Todestag am 7. September auf der ganzen Welt begangen. Prag wird im Zentrum dieser Feierlichkeiten stehen, da sich Rabbi Löws Grabstätte hier befindet. Mit Unterstützung der Prager Burgverwaltung hat das Jüdische Museum in Prag eine große Sonderausstellung entwickelt - Pfad des Lebens: Rabbi Judah Löw ben Bezalel (ca. 1525–1609).

Diese Ausstellung wird Leben und Werk des Maharal nachzeichnen und das Bild dieses Gelehrten untersuchen, das sich seine Zeitgenossen und die nachfolgenden Generationen von ihm gemacht haben. Nur wenig Persönlichkeiten fanden Bewunderer mit so großer Bandbreite wie Rabbi Löw, selbst unter Vertretern völlig anderer religiöser, philosophischer und kultureller Ansichten. Der Unterschied zwischen dem historischen Maharal und den vorherrschenden Vorstellungen von seinem Wirken ist gravierend. Dieser Unterschied ist so entscheidend, dass er zur Grundlage unseres Ausstellungskonzeptes wurde. Die Idee vom Maharal als Personifizierung des geheimnisvollen Prager Ghettos, als wundertätiger Mathematiker und Schöpfer eines künstlichen Lebewesens mag vielleicht nicht historisch beweisbar sein, wurde aber zu einer fruchtbaren Inspirationsquelle für Literatur, Theater und bildende Künste. Beide Erscheinungen, der historische Maharal und der phantasierte Maharal existieren gleichwertig. Die Ausstellung umfasst daher zwei Bereiche: Der erste konzentriert sich auf den

historischen Maharal und authentische Überlieferungen, die mit ihm verknüpft sind, während sich der zweite mit dem Vermächtnis des Maharal und dem Ursprung der Legenden, die mit seinem Namen verbunden werden, auseinandersetzt. Die Ausstellung wird auch die Entwicklung des Prager Ghettos und des jüdischen Friedhofes zu Lebzeiten des Rabbi Löw nachzeichnen.



Grabmal des Maharal auf dem alten jüdischen Friedhof in Prag. Foto: Jüdisches Museum in Prag.



Becher aus der Zeit des Maharal. Foto: Jüdisches Museum in Prag.

Begleitend zur Ausstellung Pfad des Lebens, benannt nach einem der Werke des Maharal (Derekh Hayyim) ist eine Reihe von Rahmenveranstaltungen geplant. In der Robert Guttman Gallery des Jüdischen Museums in Prag wird von 3. Juni bis 4. Oktober 2009 Petr Nikls interaktive Installation Golem zu sehen sein. Gemeinsam mit dem Verlag Academia wird auch ein umfangreicher Katalog, in tschechischer und englischer Ausgabe, zur Ausstellung zusammengestellt.

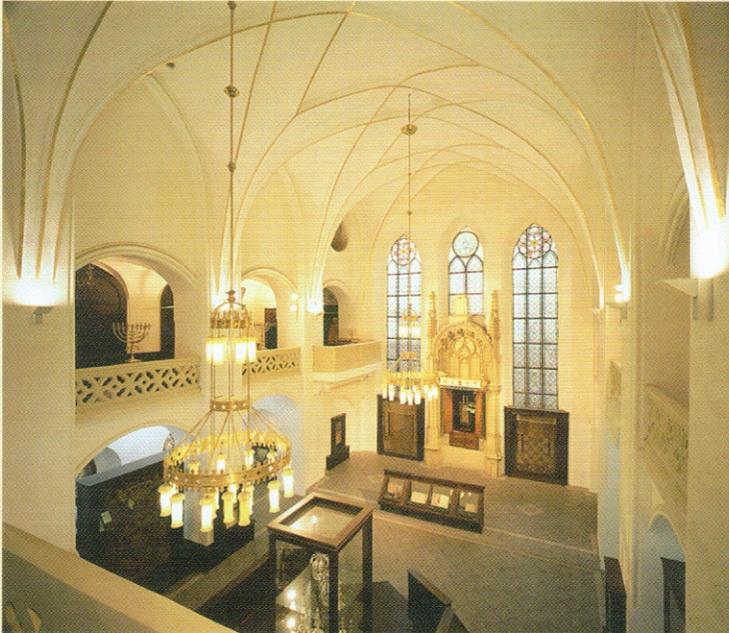
Das Jüdische Museum in Prag gibt auch einen Kalender für das Jahr 5769 heraus, um diesen bedeutenden Jahrestag zu feiern. Er enthält farbige Illustrationen von Leben und Legenden des Rabbi Löw, gezeichnet vom US-amerikanischen Künstler Mark Podwal und umfasst auf 16 Seiten in Englisch und Hebräisch die Monate von September 2008 bis Dezember 2009. Die website www.jewishmuseum.cz/maharal informiert über die Vorbereitungsarbeiten zur Ausstellung.

Königliche Stallungen, Prager Burg, 31. Juli – 8. November 2009

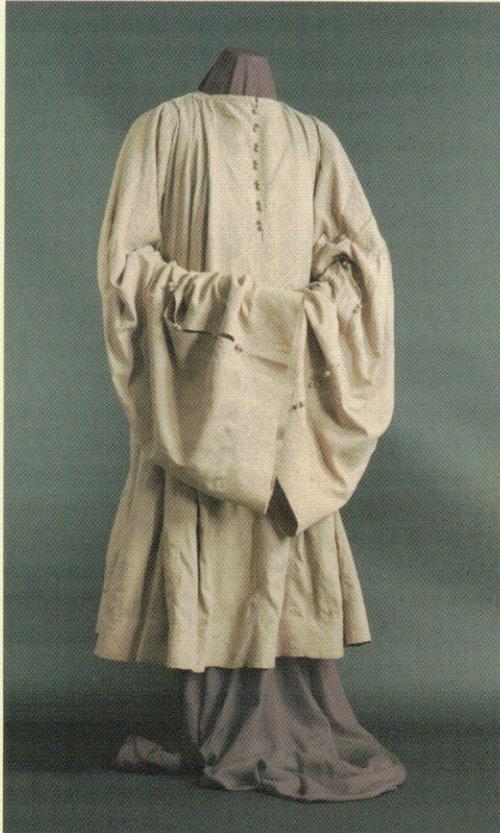
Die Ausstellung steht unter dem Ehrenschutz von Václav Klaus, Präsident der Tschechischen Republik, Václav Jehlička, Kulturminister der Tschechischen Republik und Pavel Bém, Bürgermeister der Stadt Prag. Informationen: Noemi Holeková; Tel. +420-221 711 581; 603 867 285; noemi.holekova@jewishmuseum.cz; www.jewishmuseum.cz ■

Die Maisel-Synagoge in Prag

 Tina WALZER



Die Maisel-Synagoge in Prag, heute Teil des Jüdischen Museums in Prag, Blick von der Empore in den Innenraum. Mit freundlicher Genehmigung des Jüdischen Museums in Prag.



Mantel des Schlomo Molcho. Mit freundlicher Genehmigung des Jüdischen Museums in Prag.

Die Maisel-Synagoge befindet sich in der Prager Judengasse, Josefov, in der Maisel Straße 10. Sie wurde vom berühmten Bürgermeister der Prager jüdischen Gemeinde Mordechai Maisel 1591/92 nach den Plänen von Juda Tzoref Goldschmied de Herz und Josef Wahl erbaut. Das Gebäude im Renaissance-Stil war mit 20 Pfeilern gestaltet und zu seiner Zeit die größte Synagoge Prags. 1689 wurde die Maisel-Synagoge bei einem Brand des Stadtviertels zerstört und umgehend wieder aufgebaut, diesmal allerdings im Barockstil, etwas kleiner und mit einem Tonnengewölbe versehen. In den Seitenschiffen wurden Emporen eingefügt. Der Architekt J. M. Wertmüller baute die Synagoge in den Jahren 1862 bis 1864 nochmals um, Ende des 19. Jahrhunderts wurde sie von Alfred Grotte im neogotischen Stil gestaltet. Während des 2. Weltkrieges diente die Maisel-Synagoge im Zuge der Errichtung eines „Jüdischen Zentralmuseums der SS in Prag“ als Depot für geraubtes jüdisches Eigentum. Seit 1955 wird das Gebäude vom Jüdischen Museum Prag verwaltet. 1994/95 renoviert, ist hier der erste Teil der Dauerausstellung des

Jüdischen Museums in Prag - über die älteste jüdische Geschichte Böhmens und Mährens, von der ersten Ansiedlung bis zur Emanzipation - zu sehen.

In der Maisel-Synagoge sind heute auch Mantel und Wimpel des berühmten sephardischen Kabbalisten Schlomo Molcho (1500 - 1532) ausgestellt. Als Diego Perez wurde er in Lissabon als Sohn von „Marranen“, bei der Rekatholisierung der iberischen Halbinsel zwangsgetauften Juden geboren. Bereits im Alter von 21 Jahren am Hofe Manuels I. zum Sekretär des königlichen Rates und Gerichtsschreiber ernannt, konvertierte er 1525 zum Judentum zurück und nahm den Namen Schlomo Molcho an. 1527 floh er vor der Inquisition ins Osmanische Reich und studierte in der bedeutenden sephardischen Gemeinde Saloniki die Kabbala. Dann ging er nach Safed – das Zentrum der Kabbalisten, und Jerusalem. Später erklärte sich Rabbi Molcho zum Messias. Ab 1529 bereiste er vor allem Italien. Papst Clemens VII, den er um Unterstützung für die „Marranen“ ersuchte, bot ihm seinen Schutz an. 1532 wandte sich Molcho auch an Kaiser Karl V. in Regensburg. Doch dieser ließ ihn als Häretiker verhaften, nach Mantua bringen und vor ein Inquisitionsgericht stellen. Als Molcho sich weigerte zu widerrufen, wurde er zum Tode verurteilt und 1532 auf dem Scheiterhaufen in Mantua verbrannt. Zu seinen Hauptwerken zählen *Sefer HaMefo'ar* und *Chayas Kaneh*. Sein Mantel und Wimpel gelangten als Reliquien im 17. Jahrhundert nach Prag. ■

Zum Titelbild: Die Maisel-Synagoge in Prag, Außenansicht. Mit freundlicher Genehmigung des Jüdischen Museums in Prag.